P. o. germ
1166
bn/13

P. o. germ. Richter
1166 bn/(13)

<36603666900014

<36603666900014

Bayer. Staatsbibliothek

= Div. p. 1046

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Deutschlands
Geist und Kraft
in
Schrift und Sprache.

Eine Auswahl der
sinnreichsten Stellen aus den Werken deutscher
Musterschriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts,
(1700 — 1800)
von

Franz Xaver Wißhofer,
k. k. pensionirten Stadt-Sindiker von Schärding.

Erster Schriftsteller.

Jean Paul Friedrich Richter.

Supplement-Band.
Biographie Jean Paul Friedrich Richter's;
dann
aus der Selina oder über die Unsterblichkeit der
Seele in zwei Theilen.

Grätz.
Verlag der Franz Ferstl'schen Buchhandlung.
Johann Lorenz Greiner.
1836.

Jean Paul
Friedrich Richter.

Geist- und kraftvollste
Stellen aus dessen sämmtlichen Werken
mit biographischen und historischen, wie auch
Eigennamen- und Fremdwörter-
Erklärungen,
von

Franz Xaver Wißhofer,
k. k. pensionirten Stadt-Sindiker von Schärding.

Supplement-Band.

Biographie Jean Paul Friedrich Richter's;
dann
aus der Selina, oder über die Unsterblichkeit der
Seele in zwei Theilen.

Grätz.
Verlag der Franz Ferstl'schen Buchhandlung.
Johann Lorenz Greiner.
1836.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

Jean Paul Friedrich
Richter's
Biographie.

Jean Paul Friedrich Richter erblickte das Licht der Welt am 21. März 1763 in dem freundlichen Wundsiedel, am Fuße der herrlichen Luxburg, der Krone des Fichtelgebirgs. Er war der Sohn des damaligen Rektors und nachmaligen Pfarrers zu Schwarzenbach an der Saale.

Was die Leser in dieser kurzen Biographie von ihm hier aufgezeichnet finden, ist aus dem so Vielen und Mannigfaltigen, was die größten, geistreichsten Denker von ihm sprachen, schrieben und urtheilten, gezogen; indem der Herausgeber der Chrestomathie aus seinen sämmtlichen Werken sich nicht anmaßet, etwas Besseres, Richtigeres und Wahreres von und über ihn sagen zu können.

Jean Paul's Jugendjahre und die Geschichte seiner Ausbildung trägt ganz das Gepräge einer selbstständigen, von innen heraus sich entwickelnden Geisteseigenthümlichkeit. Sehr dürftig war in jeder Hinsicht seine erste Erziehung, indem sich der Unterricht, den er im Vaterhause erhielt, blos auf das Auswendiglernen einer lateinischen Grammatik beschränkte. Seine Wißbegierde fühlte jedoch ein weit höheres Bedürfniß, und dieses wurde auch zum Theil befriedigt, als er sich selbst eine Chiffresprache erfand, mit der er so manchen Bogen voll schrieb.

Wie sich nun seine Jugend- und Bildungsgeschichte als der Stempel einer selbstständigen, sich von innen heraus ganz allein erziehenden und ausbildenden Geisteskraft, verbunden mit einem unersättlichen und aus einer immerfortdauernden Weltflora seinen Honig saugenden Bienenfleiß, darstellte, so blieb dieser sein Selbstbildungstrieb doch sehr dürftig für die Erweiterung seiner noch schlummernden Geisteskräfte, bis er unter die Leitung des Rektors zu Schwarzenbach kam, der sehr angelegentlich für die Ausbildung seiner seltnen Anlagen sorgte. Sein Vater bestimmte ihn zur Theologie, weßwegen der junge eben so hoffnungsvolle als wißbegierige Knabe sich das Studium der griechischen und hebräischen Sprache sehr angelegen sein ließ, und nebstbei sich Auszüge aus Senders Schriften über den Canon sammelte. Sehr viel Anziehendes für ihn hatte nebenbei Psychologie und Philosophie. Es paarten sich bei ihm die glücklichsten Talente mit einem unermüdeten Fleiße, und in sehr kurzer Zeit erwarb er sich die nothwendigen Vorkenntnisse in den Schulwissenschaften, so daß er schon im Jahre 1779 in die oberste Klasse des Gymnasiums zu Hof treten konnte, wo Kapp, Remebaum und Kirsch seine vorzüglichsten Lehrer wurden. Bereits im Jahre 1780 bezog er, mit den besten Zeugnissen versehen, die Universität zu Leipzig.

Eine große Nahrung erhielt seine Wiß- und Lernbegierde durch mehrere Bücher und gelehrte Zeitschriften, die er, als er noch zu Hof war, bei einem benachbarten Landprediger fand, und seine

Freude darüber war ohne Gränzen. Er begnügte sich nicht sie zu lesen und wieder zu lesen; denn es war ihm auch darum zu thun, sich den Besitz dessen zu verschaffen, was vorzüglich seinen Geist ansprach. Dieses suchte er durch sehr viele Auszüge aus den gelesenen Büchern, besonders aus der Mittauer- und der allgemeinen deutschen Bibliothek zu bewerkstelligen. Dadurch ward der Grund gelegt zu den unzählbaren Auszügen, welche er von dieser Zeit an immer fortsetzte, und in eigene Sammelbücher mit rastlosem Fleiße eintrug, und die nach Jahren viele Kisten füllten.

Die Folge davon war aber auch sein Hang zu einer mehrfachen Vielwisserei, wovon in seinen Schriften sich fast überall Beweise finden.

Durch die sehr verschiedenartigen Aufsätze in den obengenannten Zeitschriften wurde sein Geist zur gründlichen Erforschung aller göttlichen und menschlichen Dinge mächtig angeregt. —

Auf der Universität zu Leipzig wurde Jean Paul's phantasiereicher und süßschwärmender Geist gar bald aus den heiligen Hallen der Gottesgelehrtheit getrieben, und eine eigene Ideenwelt um sich her gestaltend, verließ er dieselben; denn sein Sinn, für die glückseligen Inseln der Poesie geschaffen, vertrug sich wenig mit dem Ernste des eigentlichen Predigtamtes. Dem süßen Berufe der holden Charitinnen folgend, verlebte er eine Zeitlang zu Schwarzenbach, wo er über die schönen Früchte seiner Zukunft brütete. Bald darauf begab er sich nach Hof.

Nach dem Tode seines Jugend- und Universitäts-Freundes, des Sohnes des Herrn von Oer-

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Jean Paul Friedrich
Richter's
Biographie.

Jean Paul Friedrich Richter erblickte das Licht der Welt am 21. März 1763 in dem freundlichen Wundsiedel, am Fuße der herrlichen Luxburg, der Krone des Fichtelgebirgs. Er war der Sohn des damaligen Rektors und nachmaligen Pfarrers zu Schwarzenbach an der Saale.

Was die Leser in dieser kurzen Biographie von ihm hier aufgezeichnet finden, ist aus dem so Vielen und Mannigfaltigen, was die größten, geistreichsten Denker von ihm sprachen, schrieben und urtheilten, gezogen; indem der Herausgeber der Chrestomathie aus seinen sämmtlichen Werken sich nicht anmaßet, etwas Besseres, Richtigeres und Wahreres von und über ihn sagen zu können.

Jean Paul's Jugendjahre und die Geschichte seiner Ausbildung trägt ganz das Gepräge einer selbstständigen, von innen heraus sich entwickelnden Geisteseigenthümlichkeit. Sehr dürftig war in jeder Hinsicht seine erste Erziehung, indem sich der Unterricht, den er im Vaterhause erhielt, blos auf das Auswendiglernen einer lateinischen Grammatik beschränkte. Seine Wißbegierde fühlte jedoch ein weit höheres Bedürfniß, und dieses wurde auch zum Theil befriedigt, als er sich selbst eine Chiffresprache erfand, mit der er so manchen Bogen voll schrieb.

Jean Paul Friedrich [illegible] das Licht der Welt am 21. [illegible] freundlichen Wunsiedel, [illegible] chen Luxburg, [illegible] war der Sohn des [illegible] maligen Pfarrers zu [illegible] Saale.

Was die Leser in [illegible] von ihm hier [illegible] Vielen und Mannichfaltigen, [illegible] reichsten Denker [illegible] urtheilten, [illegible] Chrestomathie aus [illegible] nicht anmaßet, [illegible] Wahreres von und über [illegible]

Jean Paul's [illegible] seiner Ausbildung [illegible] selbstständigen, [illegible] Geisteseigenthümlichkeit. [illegible] der Hinsicht seine [illegible] Unterricht, den er in [illegible] das Auswendiglernen [illegible] beschränkte. Seine [illegible] weit höheres [illegible] Theil befriedigt, [illegible] erfand, mit der er so [illegible]

P. o. germ. Richter
1166 bn/(13)

<36603666900014

<36603666900014

Bayer. Staatsbibliothek

= Div. p. 1046

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

tel, den Jean Paul tief betrauerte, begab er sich nach Topen bei Hof, und übernahm da den Unterricht des jüngern Bruders des Verstorbenen, der aber auch in seiner frühesten Jugend an den Pocken starb. Während dieser Zeit lernte er die nur zwei Stunden von Topen entfernt auf ihrem Gute Venska lebende Familie v. Spangenberg kennen. In einem Buche lesend wandelte er gewöhnlich in den Abendstunden dahin, und kehrte mit den ersten Strahlen der Sonne wieder nach Topen zurück.

Er fand da vorzüglich in den Unterredungen mit der Frau v. Spangenberg und ihrer jüngsten Tochter die angenehmste Unterhaltung, so wie diese beim jedesmaligen Abschiede ihren Gesellschafter herzlich und aufrichtig versicherten, daß sie das größte Vergnügen in seinem Umgange und in der Mittheilung seiner Ideen und Aeußerungen fühlten. Denn die ihm angeborne Sanftmuth und Milde, die in seinem ganzen Wesen lag, ging auch ganz auf seine Worte über. Er pflegte zwar immer so zu sprechen, wie er schrieb; dieses hatte aber gleichwol in seinem Munde nicht das mindeste Gesuchte und künstlich Erzwungenes. Sein belebter stets beschäftigter Geist bewog ihn, daß er sich über jede neue Idee mittheilte, die sich in ihm regte.

Jean Paul sandte schon von Hof aus seine zündenden Genieblitze in ganz Deutschland aus, so daß er gar bald als ein sehr gefeierter Name unter den Gelehrten glänzte. Noch während seines Aufenthaltes in Leipzig waren seine ersten Schriften: die grönländischen Prozesse oder

satyrische Skizzen (Berlin 1783 — 85) neue Auflage 1821; dann die Auswahl aus des Teufels Papieren. Gera 1788; neue Auflage unter dem Titel: Palingenesien, 1798 — erschienen.

Der ausgezeichnete Beifall, welcher nicht nur diesen erstern sondern auch seinen nächstfolgenden Werken, dem Hesperus, — dem Leben Quintus Fixlein und ganz besonders den Blumen-, Frucht- und Dornenstücken zu Theil wurde, veranlaßten ihn, sich ganz und ausschließend dem Schriftstellerberufe zu widmen. Daher er denn auch keine Erzieherssstelle mehr annahm, wovon der Beweis in einem Briefe an Herrn v. Spangenberg liegt, der von dem Grafen Reuß-Ebersdorf den Auftrag erhielt, Jean Paul zu fragen, ob er die Erziehung seiner Kinder übernehmen wolle: —

»Ich werde nun,« antwortete Jean Paul unterm 24. Oktober 1796 aus Hof, »auf meinem literarischen Spiel- und Marktplatz keine Kinder weiter erziehen als meine eigenen. Ich werde jetzt nach der Manumission des Schicksals in meiner innern Rechtsmittelbarkeit leben und sterben. Aber auch ohne diese Rücksicht, muß ich, wenn ich dieses reizende Scholarchat annehme, entweder die Musen oder die Eleven versäumen, jedes von diesen begehrt eine ungetheilte Seele. — Ich habe aber noch so viel zu schreiben, daß ich, wenn ich im achtzigsten Jahre vom Schreibtische aufstehe, oder vielmehr umfalle, mich ärgern werde, daß mir der

Tod aus der Schreibstube des Lebens schon veniam exeundi gibt.« —

Später am 23. Dezember 1796 schrieb er aus Hof an den Obigen: »Ob ich mich gleich in einer Minute hersetze, worin der poröse Dezember meine Lebensgeister und das Quecksilber niederregnet; so möcht' ich Ihnen doch, lieber Freund, in dieser wahren winterhaften Zone, worin man statt zu erfrieren, ersäufen soll, einen recht feurigen Dank nach Gera senden für Ihren schönen Antheil an mir. Ihre Liebe palingenisirt mir alle holden Sommerstunden mit Ihnen im himmlischen Venska. Ich wollt', ich könnte den Wolken und Wintermonaten Flügel ansetzen; so wär' ich schon bei Ihnen in Ihrem schönen Gera. — Dem Herrn Hennings sagen oder zeigen sie gütigst, daß ich ihm für seinen Wunsch danke — daß ich diesen um so lieber erfüllte, da er seine Ladenthüre in Leipzig zum ersten Male aufmacht — daß ich aber aus meinem Laboratorium ihm nichts versprechen kann, als etwa im März ein Werkchen von sechs bis acht Druckbogen (den Bogen zu 4 Louisd'or), worüber ich wie Herrnhuter und Londner nicht erst handeln oder abdingen lasse. — Leben Sie wohl, Theuerer! Mögen Ihnen die Stunden Blüthen und die Jahre Früchte zuwerfen, und Ihnen unser fliegendes Sein dadurch verlängern, daß sie es verschönern.«

Jean Paul war ein Liebhaber von Fußwanderungen, und besuchte auf diese Art Weimar, Berlin, Meiningen, Coburg und Halberstadt, wo er überall Freunde seiner Muse und seines Herzens

fand; besonders am letzten Orte, wo Gleim, der Greis, ganz von ihm begeistert war, und an seinen lebenswarmen, blüthenreichen Schriften sich innig ergetzte. Der in allen seinen Werken herrschende Frohsinn, die nie getrübte Heiterkeit, Alles mit Güte und Liebe zu umstrahlen, die sonnendichte Herzensreinheit, die Kindeseinfalt, nebenbei die Tiefe seines Geistes, die glänzende Schönheit seiner Farbengebung, der aus allen seinen Schilderungen hervorleuchtende heiße Durst nach erhabener Freundschaft und Liebe, alles dieses entzückte Gleim, den Dichterpatriarchen Deutschlands, der sich durch desselben Schriften und die Strahlen seines eigenen inneren Lebens erwärmt fühlte. Gleim war gewohnt, in neuen Büchern gierig bald dort bald da herum zu blättern, welches den Werken Jean Pauls gar nicht nachtheilig war. Er fand daher überall Blumen in der Fülle, duftend, zart gestaltet, voll hehrer Schönheit, und reicher Lebenskraft entsprossen. Dadurch ward des edelmüthigen Greises menschenfreundliches Herz zur lebendigsten Liebe aufgeregt.

Der Nestor Gleim, weit entfernt, dem großen Haufen sogenannter Gebildeter zu folgen, die Jean Pauls Werke spöttisch schmähten, und in die öffentliche Critik, die sie der rasendsten Ueberspannung beschuldigte, und Viele sie der Verrücktheit entschuldigend zuschrieben, — während nur jugendliche Gemüther von der Schwungkraft seiner Fittige sich fortgerissen und erhoben fühlten, die Deutungen seiner großen Gleichnisse in der eigenen

Begeisterung findend — war von den Werken dieses großen Geistes wie ein Jüngling begeistert. —

Ein Schreiben an einen seiner Freunde liefert den unzweideutigsten Beweis darüber, indem es darin heißt: »Welch ein Gottgenius ist unser Friedrich Richter! Eben les' ich zum zweiten Male seine Blumenstücke! Hier ist mehr als Shakespeare, sagt' ich, bei fünfzig angestrichenen Stellen! Welch ein Gottgenius! Ich bewundere durchaus den Menschenkopf, aus welchem diese Ströme, diese Bäche, diese Rheinfälle, diese blandusischen Quellen auf die Menschheit sich ergießen, die Menschheit zu Menschheit machen wollen; und bin ich heute mit einigen Worten, mit solchen, die die Musen nicht eingeben, bin ich mit dem Plane heut' nicht zufrieden, so bin ich's morgen!«

Kaum hat Gleim den geistreichen jungen Mann kennen gelernt, als er sich schon eifrigst nach ihm, seinen Lebensverhältnissen und Umständen erkundigte, und so wie er von einigen vertrauten Freunden desselben erfuhr, daß seine Umstände nicht eben die glänzendsten seyen, erließ er augenblicklich folgenden Brief an ihn:

»Sie sollen arm sein lieber Herr Richter! Sie, der Millionär an Verstande! Weil diese Millionärs gemeiniglich arm sind, und dieses auch recht gut ist; denn die Andern schreiben keine Bücher, so glaube ich's; und weil Ihre Bücher mir Vergnügen machen, sehr viel Vergnügen, so halte ich's für meine Schuldigkeit, Ihnen auch ein kleines Vergnügen dadurch zu machen, daß Sie sehen, daß Ihre Leser dankbar sind; alle ganz

gewiß, die meisten aber können's nicht beweisen, und das ist auch recht gut; Sie würden, lieber Herr Richter, sonst reich und schrieben keine Bücher mehr. Grüßen Sie Ihre Chlotilde u. s. w. vom dem Danker, und seien Sie so großmüthig, als er dankbar.

Ihr

Scherau den 23. März 1796. ergebenster Diener Septiminis Fixlein.

Bald nachher ließ sich Gleim den ihm so unendlich werthen Mann für seinen Freundschaftstempel malen, und hörte nicht auf, ihn zu sich einzuladen, bis er kam. — Die folgenden charakteristischen Verse, die Gleim unter sein Portrait anschreiben ließ, verdienen hier wol eine Stelle: —

Drei Federn hat Jean Paul. Die Eine gab ein Engel
Aus seinem Fittich ihm. Mit dieser schreibt er Mängel
Der Menschen in Gelassenheit.
Die zweite war in eines Adlers Flügel
Schwungfeder. Diese hält keine Zügel;
Mit ihr schreibt er das Wort der Ewigkeit.
Aus eines Amors leichten Schwingen
Zog er die dritte. Die
Gebraucht er — Herzen zu bezwingen,
Und schreibt mit ihr an sie;
An wen er damit schrieb, wird ihm stets treu verbleiben.
Möcht' er mit dieser Alles schreiben.

Jean Paul antwortete ihm:

»Geliebter, verehrter Vater Gleim! Wie kann ich Sie nach dem letzten Blatte in den Blumenstücken, und nach dem letzten Blatte, das Sie mir geschickt, anders nennen, als: Vater! — Und so nannte Sie mein ganzes Herz, als ich im Wagen mit einem von Dankbarkeit, Liebe und Hochachtung aufgelösten Herzen, von dem Ihrigen schied! — Ueberall nenne ich Sie den Deutschen, wie man Friedrich den Einzigen nennt, und in unserer Zeit sind, leider! Deutsche auch Einzige, wie Friedrich. — Lebe noch, edler Mann! — Dein unaussprechlich redliches Herz finde immer Eines, das antwortet, und es werde nie getäuscht! Und wie spät ich auch sterbe, und wie sehr ich mich auch ändere, ich werde immer und in der letzten Minute sagen: meinen Gleim hab' ich herzlich geliebt und hochgeachtet! — Und kein Herz vergißt ihn!« —

Durch diese Reise zu Gleim hatte sich seine Neigung, Welt und Menschen kennen zu lernen, sehr vermehrt. Ueber das Reisen spricht er sich im Kampaner Thal folgendermaßen aus: »Ach Viktor, nur Reisen ist Leben, wie umgekehrt das Leben Reisen ist. Und schöb' ich mich, wie gewisse Seemuscheln, nur mit einem Fuße hin — oder käm ich, wie die Meernesseln und die Weiber nur 6 Linien in einer Viertelstunde weiter — oder müßt' ich, wie die Spitzmuschel, durch Verkürzung des Voraus eingehackten Rüssels den Torso nachschleifen, oder stünd ich unter Fritz II., oder unter Fritz I. (dem Lykurg), die beide die große Tour verboten: ich machte mich wenigstens auf eine kleinere, um nicht zu verschmachten, wie die Schmerle,

die in jedem Gefäße absteht, das man nicht rüttelt. — Wie glänzet man, wie dichtet, wie erfindet und philosophiert man, wennn man dahin läuft; so wie Montaigne, Rousseau und die Meernessel nur leuchten, wenn sie sich bewegen! Beim Himmel, wenn die Sonne oben dem Fußgänger von einem Laubzipfel zum andern nachfolgt, wenn die erblichne im Wasser unter den Wellen noch schwimmt — wenn Scenen, Berge, Hügel, Menschen im Wechsel kommen und fliehen, und Freiheitslüfte über das ganze veränderte Eden wehen — wenn wir mit zersprengten Hals- und Brusteisen und zerschlagenen Sperketten der engen Verhältnisse, leicht und ungebunden, wie in Träumen über neue Bühnen fliegen — dann ist's kein Wunder, daß ein Mensch sich auf die Füße macht, und daß er weiter will.« —

So hatte er, wie Paradiesvögel im Fliegen, auf den Fittichen seiner malerischen Wanderungen seine Jungen gezogen, und setzte sich endlich in Bayreuth fest.

Für Jean Pauls häusliches Glück schienen sich ebenfalls erfreuliche Aussichten zu öffnen, als während eines längeren Aufenthaltes in Berlin, Caroline Mayer, die Tochter des königlich preußischen geheimen Raths und Professors der Arzneigelehrtheit, Doktor Johann Andreas Mayer, ihm die Hand reichte. Mit dieser seiner neuen Anvermählten erschien Jean Paul 1798 in Weimar, und wohnte da den geselligen Zirkeln bei, in denen die Herzogin Amalia die geistreichsten Männer in Ettersburg, und späterhin in Tirfurt zu versammeln pflegte. Oefters wanderte

er von da zu Wieland nach Osmanstädt, dem Tusculum dieses Lieblings der Musen und Grazien. Allda traf er auch die bekannte geistreiche Schriftstellerin und älteste Freundin Wielands, Frau Sophie La Roche an, die bald auch seine Freundin wurde; denn verwandte Geister ziehen sich an wie Magnet das Eisen.

Ein Jahr zuvor, als Jean Paul eben in Leipzig war, lernte er den Herzog von Hildburghausen kennen, der seine seltenen Verdienste zu schätzen wußte, und ihm später den Titel eines Legationsraths ertheilte. — Das Jahr 1802 brachte er größtentheils beim Herzog zu Meiningen in Coburg zu, der ihn aufs freundlichste eingeladen hatte, und mit ihm später, so wie mit dem Herzog August von Sachsen Gotha in vertraulichen Briefwechsel trat.

Auch wurde Jean Paul die nie erkaltende Gunst des edlen Carl von Dalberg zu Theil. Von ihm, als Fürst Primas, erhielt er einen ansehnlichen Gnadengehalt, den ihm später der König von Baiern, der menschenfreundliche Maximilian, auszahlen ließ. Auf solche Weise, von so vielen Mäcenaten hoch begünstigt, wurde ihm zur sichern Existenz seines Lebens Alles hinreichend verschafft, und das Bewußtsein, von den so peinlichen Nahrungssorgen befreit zu sein, mußte ganz natürlich auf die Hervorbringung seiner Geistesgeburten den günstigsten Einfluß haben.

In Bayreuth, das er sich, wie schon gesagt, seiner freundlichen und reizenden Umgebungen wegen, zu seinem bleibenden Wohnsitz wählte, in dieser Hauptstadt seines Geburtslandes, die er sehr

oft in seinen Schriften verherrlichte, hat er in einem von dem Zauber der Liebe mit lauter Rosenketten umsponnenen Ehestande mit einer Gattin, die ihm mehr war, als alle Lianen und Thienetten, die beste Gelegenheit gehabt, die Probe zu machen, daß das Exempel, welches er in seiner Levana berechnete, ein richtiges Facit gibt; denn seine Ehe war unter die glücklichsten zu zählen; — eine geistreiche, liebenswürdige Gattin, eine eben so gute Mutter, und die besten Kinder erfreuten ihn bis zu seinem Tode.

Aufs innigste waren die auf den fröhlichsten Ideentausch gegründeten Verhältnisse, welche Jean Paul an den verewigten Herder, diesem originellsten und geistreichsten Schriftsteller der Deutschen, schlossen, dem er in der Vorschule der Aesthetik das würdigste Denkmal setzte; so wie entgegen Herders würdige Gattin, Maria Carolina von Herder des warmen Freundes ihres Gatten in ihren Erinnerungen aus Herders Leben eben so würdig gedachte, indem sie von Jean Paul sagt: »Jean Paul kam in der letzten Hälfte der neunziger Jahre zu uns nach Weimar, und mit warmem, vollem Herzen zu Herder, der ihn sogleich liebgewann, und dessen Achtung für seinen großen reichen Genius von Tage zu Tage wuchs. Das hohe sittliche Gemüth in seinen Geisteswerken, ein Arzt seiner Zeit zu sein, verband beide Männer zur engsten Freundschaft. Er kam gerade in der Zeit zu Herder, wo dieser von den Einen (politischer und philosophischer Grundsätze wegen, die man ihm zuschrieb) gänzlich

verkannt, und von Andern übermüthig verlassen und beinahe vergessen ward. — Die glücklichen Abendstunden, wo Richter bei uns war, seine immer heitre, jugendliche Seele, sein Feuer, sein Humor, die Lebhaftigkeit, womit er sich über alles, was vorkam, mit Herdern unterhielt, gab ihrem Zusammensein immer neues Leben. — So sehr verschieden zuweilen ihre Ansichten über eine Sache waren, so waren sie doch in den Grundsätzen und Empfindungen immer Eins. (Z. B. in Richters Urtheilen über die Weiber, wo Herder glaubte, er mache sie zu wehmüthig, zu grübelnd über sich selbst, und vielleicht dadurch zu wenig thätig, u. a.) — Reichhaltige Unterredungen entstanden hierüber, so wie über Richters damalige Manier, unbeschadet Herders Hochachtung für ihn; vielmehr hielt er seinen Genius, seinen reichen überströmenden Dichtergeist weit und hoch über die gemüthlosen, blos in und für die Formen dargestellten poetischen Produkte der damaligen Zeit, welche er »Brunnen ohne Wasser« nannte. Richter, sagte Herder oft, steht gegen manche Schriftsteller auf einer hohen Stufe. Ich gebe alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz, seinen immer schaffenden Genius; es bringt wieder neues, frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst. — Ueber die in Richters Jugendschriften oft zu abspringende humoristische Manier sagte er einmal im Scherz zu ihm: Wenn ich auf einer menschenleeren Insel wäre, und hätte blos Ihre Schriften,

so wollte ich alle allzuschnell abspringende, oft sich selbst zerstörende Stellen in denselben aussondern, und zweifach schönere Werke hervorbringen. — Innig verbunden lebten Herder und Richter froh und glücklich zusammen. Unser kleiner Abendtisch mit ihm, unsern Kindern, zuweilen Günther und Friedrich Mayer war ein wahres Heiligthum: reine Seelen waren hier froh zusammen.« —

Jean Pauls Neigung, seinen Geist durch das Lesen jeder ausgezeichneten Schrift, welche die neuere Literatur darbot, zu bilden, wurde leider zu Ende des Jahrs 1823 durch eine Augenschwäche erschwert; welche immer zunahm, und endlich, vielleicht durch das zu weite Hinausschieben ärztlicher Hülfe, mit fast gänzlicher Erblindung endete. Zu dieser Augenschwäche gesellte sich zu Anfang des Jahrs 1825 eine merkliche Abnahme der körperlichen Kräfte, welche sehr sichtbar zunahm. Doch wenig darauf achtend, beschäftigte Jean Paul sich unausgesetzt mit seinem Werk über die Unsterblichkeit, eigentlich einer höhern Potenzierung des Kampanerthals, wozu er sich seit dem schmerzlich gefühlten Tode seines einzigen Sohnes, der in Heidelberg studierte, unwiderstehlich hingezogen fühlte. Unter dieser Beschäftigung überraschte ihn, umgeben von seiner Gattin, zwei liebenden Töchtern, und seinem Neffen Richard Otto Spazier, den er aus der Ferne zu sich gerufen hatte, der Tod am 14. November 1825. — Kurz vor dem Tode hatte er sich noch mit dem Ordnen und Ergänzen seiner Werke für die letzte, auf 60 Bände

berechnete Ausgabe beschäftigt. — Sie erschien seitdem bei G. Reimer in Berlin.

Das reinmoralische Gepräge, welches seine Schriften schmückt, zierte auch sein Leben. Er war ein zärtlicher Gatte und Vater, und die Güte selbst gegen seine Freunde und Umgebungen. Sein edler offener Charakter spiegelte sich schon in seinen Gesichtszügen ab. Am 17. November Abends nach 5 Uhr wurden die irdischen Ueberreste Jean Pauls zu ihrer Ruhestätte gebracht; und seine Begräbnißfeier stand an Glanz derjenigen noch weit vor, welche einem ihm durch Erhabenheit der Ideen verwandten Dichtergeiste, Klopstock, vor 22 Jahren zu Theil ward.

Man wählte zur Beerdigung die feierliche Stunde der Abenddämmerung, in welcher der Verstorbene bei einsamer Stille gewohnt war, neue Schöpfungen seines Geistes für den kommenden Morgen vorzubereiten. Der feierliche äußerst zahlreiche Zug setzte sich vom Wohnhause des Verblichenen aus in Bewegung, und ging bei Fakelschein und dumpfen Trauergeläute von allen Kirchen in die vor dem Erlanger Thor zu Bayreuth liegende Gottesackerkirche. Von der großen Anzahl seiner Werke, welche den Vorrang einander streitig machen, wurden die Levana, die Vorschule der Aesthetik und außerdem noch die Mumien (auch unter dem besondern Titel: die unsichtbare Loge bekannt), als seine erste bedeutende und Aufsehen erregende Schrift auserwählt, um seiner Leiche voran, auf schwarzen Kissen und umflort, im Zuge getragen zu werden. Auf dem Sarge

selbst war neben den religiösen Symbolen, das von ihm hinterlassene Manuskript eines leider nicht vollendeten Werkes: »über die Unsterblichkeit der Seele,« im rothen Corduan gebunden, in dem längst verdienten Lorbeerkranz befestigt. Sechzig Fackeln, welche von Studierenden des Gymnasiums und des Lyceums getragen wurden, waren bei dem übrigens auch durch Laternen und Pechpfannen beleuchteten Trauerzuge so vertheilt, daß auf beiden Seiten desselben die Hauptwirkung ihres Lichtes auf den Trauerwagen fiel.

Der Trauerzug selbst ging von der Wohnung des Verewigten in folgender Ordnung: — 1) Das Kreuz. 2) Der Stadtkantor mit den Alumnen und Chorschülern. 3) Die Trauermusik. 4) Ein Elementarschüler mit der Levana, nebenan zwei Fackelträger. 5) Die Elementarschüler mit ihren Lehrern. 6) Ein Gymnasialschüler mit der Vorschule der Aesthetik, neben zwei Fackelträger. 7) Die Studien-Vorbereitungsschüler. 8) Die übrigen nicht fackeltragenden Gymnasialschüler nach ihren Classen aufwärts — sämmtliche Schüler paarweise. 9) Acht Lyceisten und Gymnasiasten als Träger. 10) Der funktionirende Geistliche. 11) Ein Lyceist mit den Mumien in einem von vier Fackelträgern gebildeten Viereck. 12) Der Trauerwagen von vier schwarz behangenen Pferden gezogen; neben demselben, die Quasten des Bahrtuches haltend, die zehn Professoren und Studienlehrer der königlichen Studienanstalt auf jeder Seite fünf, und neben diesen auswärts zwölf fackeltragende Studierende zum Trauerwagen besonders bestimmt. 13) Die Leid-

tragenden: ein Bruder, der älteste Freund (Otto, als Schriftsteller unter dem Namen Georgius bekannt) und vier Neffen des Verstorbenen, größtentheils geführt von den Herren Consistorialräthen und Geistlichen der Stadt. 14) Der lange Zug der sämmtlichen Leichenbegleitung, bestehend aus den Kreiskommissärs- und Regierungs-Präsidenten in der Mitte, aus den ersten und angesehendsten Personen vom Civil, Militär und Landwehr, von sämmtlichen königlichen Stellen und Behörden, dem Stadtmagistrate, Gemeinde, Bevollmächtigten, Bürgern und allen Honoratioren und Gebildeten, welche dem Genius des Verblichenen noch die letzte Huldigung darbringen wollten. Unterwegs wechselte Chorgesang und Trauermusik mit Blas-Instrumenten. —

In der Kirche angelangt, welche ganz schwarz dekorirt und mit Candelabern versehen war, wurde nach Niederlassung des Sarges, ein feierlicher Trauergottesdienst mit Trauermusik und Chorgesang gehalten. Nach Beendigung desselben bildeten die Fackelträger von der Thüre der Gottesackerkirche an bis zum Grabe eine Spalier, innerhalb deren der Leichenzug bis zum Begräbnißplatze ging, worauf die Fackelträger einen Kreis bildeten. Einige Verse aus dem Liede: »Auferstehn, ja auferstehn etc.« von den Alumnen und Studierenden hier in der rührenden, feierlichen Stille gesungen, umtönten als letzter Gesang die auf ihrem Grabe niedergesetzte irdische Hülle des großen unsterblichen Dichters. —

Nach beendigter Trauermusik wurden von dem Studien-Rektor zu Bayreuth, Herrn Gabler und

den Dr. Spazier Trauerreden gehalten, und endlich die Fackeln am Grabe des Verstorbenen verlöscht. Gegen halb 8 Uhr deckte schon Erde das müde Gebein des Erdenpilgers, der auf ihr groß und herrlich blühend, wie Wenige, gewandelt. — Er ruht an der Seite seines vor mehreren Jahren im blühenden, hoffnungsvollen Alter verstorbenen, geliebten Sohnes und in der Nähe seines schon lange vor ihm dahin geschiedenen Freundes v. Dobeneck. —

L. M. Fouque, als er die schmerzliche Kunde von den Heimgange dieses Heros der deutschen Literatur erhielt, schrieb folgende sinnreiche Grabschrift, die würdig wäre auf seinem Grabsteine zu stehen: —

Gott sey mit deiner lieben Seele!
Und was er dir in Bildern wies;
Daß es dein Mund es hold erzähle
Im Lande hier der Nacht und Fehle
Erfreu' dich reich im Paradies! —

Ein Paar Auszüge aus den Trauerreden Gablers und Spaziers werden hier noch zum Schlusse seiner Biographie nicht als überflüssig angesehen werden, und gewiß das Gefühl der mit dem großen, tiefen Geiste des, obschon im Greisenalter aber doch noch zu früh Verblichenen, Sympatiesierenden in Anspruch nehmen.

Die Gewißheit seiner Unsterblichkeit aussprechend, sagte unter andern Herr Studien-Rektor und Professor Dr. Gabler zu den Studierenden: »Jünglinge! Indem ihr mit uns traurend und tief bewegt noch die Gruft eines Mannes umringt, der

uns und allen Gebildeten im Leben so viel gewesen und jetzt von dem letzten, was er von seinem unmittelbaren Dasein uns zurückgelassen, auch von seiner leiblichen Hülle, weil sie seines Geistes Wohnung nicht mehr ist, auch für immer sich zu trennen im Begriffe steht — glaub' ich keinen mehr unter euch zu finden, dem nicht der Unterschied auffiele, in dem Gegenstande unserer Betrübniß sowohl, als in der eigenen Gesinnung: wenn wir sonst geliebte, oder selbst durch besondere Tugenden und Verdienste uns werth gewordene Menschen zu dieser Stätte geleiten, und wenn wir jetzt hier versammelt stehen, um dem allgemeinen Elemente der Schöpfung und Zerstörung, der Verwesung und Auferstehung, das Irdische und Verwesliche dieses Mannes zurück zu geben, worin er Mensch gewesen. Damit dieser Unterschied aber nicht im dumpfen und bangen Gefühl eingehüllt und verschlossen bleibe, das jetzt euer Denken betäubt, oder eurer Jugend vielleicht nur die trostleere Frage in den Mund gibt: »warum auch derjenige das Loos der Sterblichkeit habe theilen müssen, der immer leben sollte;« damit euch vielmehr klar werde, wen ihr hier verloren wähnt, und worin ihm ein hochbegünstigtes Loos der Menschheit vor vielen Sterblichen zu Theil geworden; damit ihr aber den hier empfangenen Eindruck auch als ein theures Vermächtniß dauernd im Gemüthe bewahrt, und von dem Grabe des seltenen, ja in seiner Art einzigen Mannes eine ernstliche Lehre und Mahnung unvergänglicher Wahrheit mit zurück nehmet in eure blühende Jugend, in das Fruchtgefild' eures

männlichen Lebens — dazu sind mir einige Worte an euch zu sprechen vergönnt worden.«

»Ihr selbst, Jünglinge! habt den seltnen Werth dieses Mannes, und seines Schaffens und Wirkens hohe Bedeutsamkeit für die Bildung eures Geistes und für eure edelsten Bestrebungen schon tief empfunden, freudig bekannt, ja auf würdige Weise laut und öffentlich geäußert. Noch vor wenigen Monden — es war sein letzter Geburtstag, den Er und wir feierten — erscholl aus eurem Munde aus voller Brust »»dem ehrwürdigen Veteran deutscher Kunst und Wissenschaft, dem sinnigen, wundervollen, stets jugendlich-frischen, dem sittlich-zarten und christlichen Dichter und Schriftsteller, dem in und außer Deutschland gefeierten Namen Jean Paul«« der Jubelruf eurer jugendlichen Begeisterung, ein freudiges und dankbares Lebehoch. Wie der edle ehrwürdige Greis mild und liebevoll die Beweise eurer Hochachtung aufnahm, wie er hieran die der Kunst und Wissenschaft in euch aufblühenden Hoffnungen erkannte und achtete: das wird Denen unvergeßlich bleiben, welche jene Beweise ihm unmittelbar darbrachten, und den Andern aus dem treuen Bericht der Erzählung. Damals hobt ihr, dem Lebenden zum freudigen Gruße, hochschwankend die Fackeln empor; heute senkt ihr, zur letzten Ehre, eure Fackeln nieder, dem Verblichenen in seine Gruft zu leuchten. Ehe sie erlöschen, an dieser heiligen Stätte — heilig schon deswegen, weil wir hier allen besondern Verhältnissen, allen einzelnen Rücksichten und Zufälligkeiten des menschlichen und des bürger-

lichen Lebens uns entrückt sehen; weil hier nur der Mensch dem Menschen Rechenschaft gibt, und an ihn die ernste Frage ertönt: Mensch, was bist du gewesen? — An dieser Stätte lasset uns nun erwägen, was wir verloren haben, damit das Reine und Bleibende uns gewonnen werde. Dem vernünftigen Menschen und dem Christen ist Tod und Grab nicht als ein Ziel der Furcht und des Schreitens gesetzt, für ihn ist das Grab ein Ort, durch dessen finstere Nacht ein Lichtstrahl des ewigen Tages und der reinen Wahrheit hindurchbricht.« —

»Ein Mensch war auch Richter; er war es wie andere, und auch nicht wie andere. Nicht der Gatte und Vater, nicht der Blutsverwandte, nicht der Freund oder Gesellschafter, nicht der Bürger und Wohlthäter hat an ihm zunächst für uns Bedeutung; obwohl auch in solchen Verhältnissen Viele sehr Vieles verloren, und in allen das allgemeine Wesen seines Geistes eigenthümlich rein und mild sich wiederfand. Auch nicht den Verlust des bloßen Gelehrten, der, wenn er auch noch so groß und berühmt, nur den Kundigen seines Faches im Andenken bleibt, haben wir an ihm zu bedauern; wenn gleich seine Kenntnisse so groß und umfassend waren, daß in keinem Gebiete des menschlichen Wissens das Bedeutende, ja selbst oft das minder bedeutend Scheinende seiner Aufmerksamkeit und Forschung entging. Eben weil nichts das Besondere irgend eines Fachs und Verhältnisses seinen Geist bewegte, seine Thätigkeit beschränkte; weil er mit der Wonne und Lust eines reinen neugebornen Lebens, mit des Geistes jugendlicher Fri-

sche und Stärke, mit klaren Augen, mit reinen aufgeschlossenen Sinnen, mit warmer Brust, mit vollem Herzen alles Leben und Dasein in reiner Schöne und Wahrheit umfaßte, Himmel und Erde, Höhen und Tiefen, Nahes und Fernes umschlungen hielt, das weite Reich des Geistes und der Natur mit eigenthümlichen Scharfblick durchdrang und Getrenntes verband; weil er, dem Frühling gleich, dessen erster Tag einst ihn gebar, tausend Blumen und Blüthen des anmuthigsten Anblicks, des gewürzreichsten Duftes und voll der köstlichsten Nahrung überall hervorrief — welche, wie die Stürme der Nacht, oder wie Edelsteine und Perlen ein kostbares Gewebe, so seine Werke durchblitzen — und mit dem Sonnenschein und mit dem Thau seines Geistes tausend edle verborgene Keime belebte und befruchtete, daß sie zur Fülle und Pracht einer wundervollen Schöpfung erstunden; weil er das Allgemeine und Reinmenschliche zu seiner Arbeit gemacht hatte, und aus dem unerschöpflichen Quell seines geistigen Reichthums, in immer neuer und verjüngter Gestalt, dachte und schuf, was überall und immer Alle erquickt und erfreut, wenn sie, von ihrem Tagewerk müde, zerstreut oder mit sich zerfallen, sehnlich das Edle und Reine suchen, das ihrem Innern, ihrem bessern Gefühl, ihrer Menschenwürde sie wieder versöhne! deswegen haben wir, deswegen haben Alle ihn verloren, die deutscher Zunge und Bildung kundig sind; ja die Gebildeten jedes Volks, dessen Sprache nicht zu arm ist, um Richters Werke durch Uebersetzung aufzunehmen; deswegen wird Deutschland jetzt ge-

meinsam klagen um seinen Verlust, seinen Namen immer da nennen und feiern, wo die großen Namen seiner ihm vorangegangenen Zeitgenossen Klopstock, Herder, Wieland, Jakobs, Schiller auf ehernen Denkmalen verzeichnet stehen; deswegen würde der Britte, könnte Britannien ihn den Seinen nennen, die Ruhestätte seinem Gebein dort anweisen, wo Britanniens große Dichter, Philosophen, Künstler die ihrige finden, und in der stolzen Westminsterabtei eines Platzes ihn würdigen in der Nähe seiner Könige und Fürsten, an der Seite seiner größten Staatsmänner und Helden, deren Namen und Thaten das Buch der Geschichte aufbewahrt.« —

»Von solchem Gehalt und Werth war der schlichte Mann, den an seinem Rock der einfache Schmuck einer Blume erfreute, womit ihr so oft ihn auf dem Wege seiner Schöpfungen wandeln oder zurückkommen saht. — Doch in der bunten Fülle und Mannigfaltigkeit seiner schöpferischen Gedanken, in deren Menge und Verschiedenheit er mit der Natur selbst wettzueifern schien, — ihr darin überlegen, was dem Menschen zum Vorzug gegeben ist, daß ihre einzelnen und gesonderten Hervorbringungen erst von seinen Gedanken erreicht und verbunden, ihre Gruppen und Scenen erst von ihm geschildert, ihre geistige Bedeutung und ihr höheres Leben empfingen — ist Er es selbst wieder, der diese Fülle überschaut; Er es, dessen Blick den nach oben führenden Leitfaden nie verliert; Er, der des Menschen hoher Würde und letzter Bestimmung überall eingedenk, ihren reinen Strahlenkranz wie eine

Lichtmasse von oben auf ein dunkles Gemälde über das irdische Leben, über seine Wechsel und Hinfälligkeiten, seine Schwächen und Schmerzen ausbreitet, und dadurch seinen Werken einen unnachahmlichen Glanz und Zauber der Verklärung und der Versöhnung verleiht; Er, der Weise, der auf den lichten Höhen des Geistes wandelt, und, den Blick nach oben gerichtet, den Geist selbst und seine Unsterblichkeit denkt. Wohl haben die Lehre der Unsterblichkeit Weise erwiesen, wohl steht der Glaube an sie fest gegründet durch die Offenbarung; aber dem Zweifel enthoben ist sie nur bei demjenigen, der in des eigenen Geistes und seines unsterblichen Denkens Gewißheit sie unmittelbar erkennt und erfaßt hat. »Ich sterbe nicht!« sprach der Geist, als der im Sarg hier ruhende, jetzt unthätig und erstarrte Leib noch seine Behausung und sein Werkzeug war. Wie Sokrates konnte er sprechen: der nach kurzer Zeit todt Daliegende bin nicht ich; ihr irret, wenn ihr diesen für mich haltet; ich bin dann längst zu den Seligen entflohen. — Aber wäre auch sein Geist uns wirklich entflohen? Wäre der seiner Unsterblichkeit selbst Gewisse ihrer nicht auch unter uns gewiß? — Nur aufgehört hat sein Geist, Neues für und unter uns hervorzubringen, weil der endliche Geist nur Erscheinung und Bild des unendlichen, dem Gesetz des Irdischen und Zeitlichen zerfallen ist, und in diesem nicht seine Unendlichkeit und Ewigkeit zu suchen hat.«

»Unersetzlich ist sein Verlust den Wenigen, welche, außer seinen Werken, aus seiner Nähe und unmittelbaren Mittheilung seinen edlen kindlichen

Sinn, seine reine Sitte, seine schlichte anspruchlose Tugend, sein warmes Gefühl, seine innige Menschenliebe, ja auch den unerschöpflichen Witz seines tiefen Geistes in sprühenden, blitzenden Funken vernahmen und erkannten. Denn auch dieß ist an dem seltnen Manne zu rühmen, was Wenige erreichen: daß er nach dem Grundton seines Wesens überall Allen und in allen Verhältnissen der Gleiche war, und in seinen Werken nur als gedachte und vollendete Kunstschöpfung hervortrat.«

»Zu wirken aber hat unter uns sein Geist nicht aufgehört. Denn das ist der große Vorzug, den der Dichter und Schriftsteller, welcher das Reingeistige und das Reinmenschliche selbst und unmittelbar in ein schönes gebildetes Dasein hinstellt, voraus hat, vor allen sonst berühmten Männern: daß deren Werke und Thaten zwar Jahrhunderte durch in den Büchern der Geschichte glänzen, aber nur in Nachwirkungen fortdauern, und auch diese allmählich erlöschen; jener aber in seinen unvergänglichen Schöpfungen Jedem, der fassen und verstehen kann, immer ganz und in ursprünglicher Reinheit sich mittheilt, und was er einmal gewirkt hat, zu jeder Zeit wieder wirkt.« —

»Jünglinge! Wirken wird sein Geist auch fortan unter euch, und wirkend in euch des Geistes Werke schaffen, und manchen vielleicht auf die ruhmwürdige Stufe derjenigen Männer emportragen, welche jetzt schon bekennen: daß zu dem, was sie geworden, ihr Geist den stärksten Anstoß, die wirksamste Anregung in Jean Pauls Werken gefunden haben.« —

Nach Beendigung dieser Rede sprach ein Neffe Richter's, der früher erwähnte Doctor Spazier aus Dresden, die nachfolgenden Worte: —

»Du hattest den Jüngling aus weiter Ferne noch vor kurzer Zeit zu dir gerufen, sein Auge dir zu leihen, da deine Lichtsterne jammervoll erloschen — du hattest ihn gerufen, den Mörtel dir zu reichen zu dem letzten großen gothischen Baue, den du auszuführen gedachtest der Mit- und Nachwelt in unvergänglicher Schöne — du hattest ihn gerufen, zu freuen dich an seiner Freude, an den Geistern der Vergangenheit, die du ihm herzaubern wolltest im gemeinsamen Anschauen ihrer Schöpfungen — dich zu freuen an ihm, wenn er begeistert horchte den Worten alles Erhabenen und Heiligen, die von deinen Lippen strömten, und dessen heiligster Verkündiger du hernieder gesendet wurdest zur Erde — und jetzt steht er an der erblaßten Gestalt, in der dein himmlischer Geist uns hier erschienen. — Darum drängt es ihn so mächtig im Namen der Jünglinge deines geliebten deutschen Volks, die dich mit der unendlichen Begeisterung und Liebe umfaßten, wie er, denen du, ein Vater und Führer, zuerst aufschlossest den göttlichen Geist der Liebe, denen du die reinsten Thränen der Sehnsucht nach dem Unendlichen entlocktest, die du erfülltest mit heiligem Schauer vor dem Göttlichen im Menschen und in der Natur — entflammtest zur reinen hohen That, zurückschrecktest vor des Lasters Bahn — den tiefen Schmerz in der Brust zu lindern durch ein Wort der heiligen Liebe zu dir.!«

»Du himmlischer Genius, der du von deinem Thabor, auf dem im Leben nach dem Sternenhimmel über dir und den dort gehenden Welten du zeigtest, aufstiegst dahin, wo in ungetrübter Klarheit du schauest, was du hienieden uns verkündet, wonach in deinen heiligen Dämmerungsstunden du dich gesehnt, was dir ahnend entgegentrat aus dem göttlichen Ebenbilde, wie aus den kleinen funkelnden Thautropfen, aus dem in der Abendsonne vergoldeten Gebirg, wie aus dem Würmchen, das auf dem Grashalm spielte — du wirst nicht mehr herniederkommen, wie sonst, zu den armen untenstehenden Menschen nicht mehr lächeln in ihre Freuden, nicht mehr weinen in ihre Thräne, nicht mehr spielen in ihre Spiele, nicht mehr Balsam gießen in ihre Wunden.« —

Aber wie einst Homeros und Sophokles und alle die heiligen Dichter der Hellenen wundersam göttliche Gebilde schufen, die mit dem Volk und unter ihm in seinen Hainen auf seinen Fluren wandelten — an denen es sich aufrankte zu der Höhe, die nach ihm nie wieder erreicht ward — so hast du auch uns himmlische Gestalten zurückgelassen, die unsterblich, segnend und stärkend uns erhebend unter uns stehen — deinen Albano, deine Liane, deinen in Thränen lächelnden Leibgeber — die den ewigen Frühling uns in die Brust hauchten, der dich einst gebar; die bis in die fernsten Jahrhunderte deinen Namen in die Herzen der Menschen legen, so lange sie noch Göttliches denken, Heiliges ahnen.« —

»Darum lasset uns den Schmerz der Einzelnen untertauchen in den großen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, dem Eine blutige Wunde nach der andern geschlagen wird, und das nicht in die Morgenröthe eines schönen aufkeimenden Tages, der über die Hingeschwundenen trösten soll, zu schauen vermag — aber ihm laßt mich noch einmal nachrufen, was einst einer seiner geliebtesten Jünger öffentlich aussprach: — Du unsterblicher Dichter, du lichter Stern und Stolz des Jahrhunderts, Zierde der Tugend, Fürst der Geister, wackerer Sprecher für deutsche Freiheit, siegreicher Bekämpfer aller Schlechtheit, Mittelmäßigkeit, Anmaßung — Mensch, wie ihn reiner nie die Erde trug.«

»Uns aber, die der Himmel würdigte, ihm lebend zu schaunen in sein herrliches Gesicht — uns, die wir in den Tagen seiner Verklärung den heiligen göttlichen Hauch heraustreten sehen auf seine erhabene Stirn, uns, die wir in die frommen, heiligen Züge schauten, als der Genius auf die zuckende Lippe ihm trat — uns möge der allmächtige Gott verleihen, dieses sein Bild lebendig in uns zu bewahren, wie er das heilige Bild seines Herder, ewig in rührender Liebe es bekränzend und verklärend, durch alle schönen Stunden seines Daseins trug; — damit es uns stärke und erhebe im Streben, zu seyn, wie er, rüstige Kämpfer gegen alles Böse, gegen alle Knechtschaft des Geistes, wackre Streiter im heiligen Kampfe für Wahrheit und Recht!« —

»Und so liege denn, du reiner Priester der Natur, in deinem weißen Gewande, den Lorbeer um

das Haupt, wie ein sanfter stiller Bramin an den blumigen Ufern des Ganges, im Schooße der Mutter, nah an deinem lieben Fichtelgebirg, hinter dem du einst — eine Frühlingssonne aufgingst — und zu dem tausend thränende Augen schmerzvoll blicken. Und so sey Gott mit dir und mit uns Allen.« —

Noch sei es mir vergönnt, Einiges aus der schönen Denkrede, welche Doctor Börne, im Museum zu Frankfurt am Main den 2. Dezember 1825 vorgetragen hat, hier herzusetzen: —

»Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig den willkommen, von dem traurende Väter einst weinend geschieden. — Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs. Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn, und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. — Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde und Glauben, und heitern Scherz und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in

dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, der manchen Großen zittern und manchen kopfleeren und herzlosen Höfling erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsre Andacht darin hat keinen solchen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks, in den Pallast des hohen Albano; die Unverwähnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Herde waltet, und der heiße beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.« —

»Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst

wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet; einen Frühling, der nicht abblüht; wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirn gedrückt, und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt.« —

»So war Jean Paul. Er sang nicht in den Pallästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedriggebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltnen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unseres Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.« —

»Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter hat die Feiertage der ersten Liebe gesungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden

Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust, auf den Wonne-Inseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.« —

»Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen; und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geschieht es, daß auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all den wichtigen volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes, und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den rothen Abendwolken unserer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust

vernommen? Dann tritt Jean Paul's Geist nahe an dich heran, und sagt dir leise und lächelnd: Ich kenne dich! du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. — Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust, und spricht: Komm', spiele mit mir! Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinst, wirft sich an dein Herz und sagt: Ich komme, mit dir zu weinen! Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege; und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen: er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan; darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Züchtig und bescheiden, sagte er: Wir lieben uns, Mädchen. Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so

grause Wort Ich auszusprechen; und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß Jeder sein eigner Gesetzgeber sei: so war es Jean Paul, der für unsre Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausstreute, die kein übermüthiger Nachbar nie mehr wird zertreten können.«

»Jean Paul war der Dichter der Liebe auf die schönste erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: »»Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge oder mit einer schweren, es auch spreche; und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schattenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken, oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen.«« — Er hat den Eid geschworen, und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? — Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem sie brannte; und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nie gethan. Er stritt für Wahr-

heit, für Recht, für Freiheit und Glauben; und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.« —

»Die Trostbedürftigen zu trösten, und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit sein, und Blitz und Sturm die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war keiner frech genug. Trat der Riese Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle: er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm: er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker von Verwüstungen schützen.«

»Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Besitzes, und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmei-

chelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes; er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. — Der Humorist löset die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient, und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. — Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. — Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts; sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären; und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen; und man sieht sie gleich jenen Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.«

»Die Bewunderung preiset, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wol-

len ihn beweinen. — Des seligen Geistes wollen wir liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Paul's Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweißt; aufgespeicherte ungemahlene Brotfrucht und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul auch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie herabërben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; alles am schicklichen Orte gestellt, und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich seine leeren Fäßer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet.«

»Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nichts geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um, und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gern! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt; und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.«

»So war Jean Paul! — Fragt ihr, wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gelebt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav, fragt den Jüngling Albano, den wackern Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Kampaner Thale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist verschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne: er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt, und geweint, und geliebt, und geduldet, wie er.« —

Hier folgen noch ein Paar Urtheile kompetenter Richter über seine Geisteswerke.

»Ich wüßte nicht,« sagt der eine, »wie die Hundsposttage, die Extrablätter, die Haubenmuffer und Appendixe mit der ganzen utopischen Geographie von Haarhaar und Flachsenfingen u. s. w. fehlen könnten, und wie man diese Arabeskenverzierung für etwas Anderes als für die natürlichste Einfassung des Humoristischen ansehen möchte. Ein humoristischer Genius kann seine Fittiche über Alles ausbreiten, was unter den Horizont des menschlichen Wissens und Schauens gehört. Daher bei Jean Paul jenes genaue Detail von allen, auch den geringfügigsten Dingen des gemeinen Lebens — jener berechnende, und bis ins innerste scheidende Verstand in der Nähe eines oft gar sehr überschwänglichen Gefühls — jene Schweintreiber im Heidenvorhof der Aesthetik — jene ausgelernte raffinirte Sinnlichkeit neben der reinsten kindlichsten Unschuld und Unbefangenheit — jene vorzügliche Neigung und Fähigkeit, Stillleben und Miniaturbilder zu zeichnen, und mit niederländischer Genauigkeit ins kleinste Detail auszuspinnen, die offenbar in dem ausgedehnten und höhere Ansprüche machenden Titan, nicht ohne gestraft zu werden, verletzt wurde. Wer sieht nicht in allem diesen den rechten Charakter des Humoristischen — das Größte und Kleinste neben einander — Himmel und Erde im wunderbaren Wetterleuchten sich berührend — Haß und Liebe, Eros und Eris, woraus die Welt geboren ist, recht blitzend ihre von einander ablaufenden Strahlen gegen einander schießend; und an ihnen gerade das zu recht schnei-

benden, eckigen Kontrasten herausgehoben, was sie trennt. Es ist merkwürdig, wie Jean Paul in dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft seinen humoristischen Einstand mit einer königlichen Freigebigkeit bezahlt hat; und von seiner Friedenspredigt bis zu seiner philosophischen Levana und der Vorschule der Aesthetik und seinen Teufelspapieren und Blumen-, Frucht- und Dornenstücken — welch eine große Bahn auf dem Wege der Autorschaft hat er nicht zurückgelegt. Er begann in dem herrlichen Frühling der Jugend mit dem heitern Spiele der Kunst, und das männliche Alter sah ihn im Gebiete der Wissenschaft, selbst der Politik seine schimmernden Flügel schlagen, aber doch auch immer wieder zu den heitern Regionen der Kunst zurückkehren. Ja selbst noch in seinem Greisenalter, wie mächtig hob sich sein Geist in jenen lichten Höhen, wo er sich einzig und ganz in seiner wahren Heimath fand! Seine Levana ist ein Strauß der herrlichsten Erziehungsblumen, und — wenn wir auch zugeben, daß in dieses Bouquet sich da und dort manche Wiesenblumen eingemischt haben — wenn uns überhaupt jedes philosophische Werk unsers Jean Paul's mehr ein musivisches Stück Arbeit, als ein von Einer Idee getragenes und gebornes Ganzes ist: so wird der Billige darin nichts weiter sehen, als die natürliche Schranke des Humoristischen, und es eben nie vergessen, daß gerade hier der Erdgeist sich nothwendig eindrängt, und die Flügel der Psyche mit seinem lastenden Staube niederzieht. Bei

allem diesen verläugnet sich bei Jean Paul nie das tiefe, nach einer höhern Welt gerichtete Gemüth — der starke, die großen Akkorde des Universums auffassende Geist. Aber auch das Gepräge der reinsten Sittlichkeit schmückt alle seine Werke.«

Ein anderer Beurtheiler seines schriftstellerischen Werthes läßt sich mit Folgendem vernehmen: »Jean Paul's Stärke bestand vorzugsweise darin, daß er Platoniker und Cyniker zugleich war. Er konnte unangemeldet in den Saal der Akademie eintreten, und bedurfte keiner Einlaßkarte zu dem Gymnasium Cynosarges, dieser antiken Ludlanshöhle, in der die Menschlichkeit zur Kurzweil auf allen Vieren kroch. Bald wirkte er anständig um die Idee von der göttlichen Schönheit, bald riß er sie in wilder Hast nach der Tonne fort, wo er, ein zweiter Diogenes von Sinope, das himmlische Mädchen bei einer russigen Oellampe als Bettlerin einkleidete. Sie ging zwar nicht, um Almosen zu sammeln, sie bezog von keiner ästhetischen Kirchspieltaxe eine Beisteuer, trieb sich vielmehr, an der wunderlichen Vermummung Geschmack findend, als eine alte klassische Preziosa unter den geistigen Heloten herum. Sie legte Karten und stellte dem deutschen Schriftthume die Nativität.«

»Jean Paul hatte, wie Plato, eine breite Brust; eine breite und hohe Stirne. Er war ein humoristischer Atlas, auf dessen Schultern der launenvolle Himmel der Luziane aller Zeiten Raum hat; das Tragen war ihm ein Kinderspiel, er ver-

zog keine Miene dabei. Bisweilen warf er jedoch die Last ab, und ließ Sonnen und Sternen durch einander fallen. Man schwindelt bei dem ungeheuren Gewirre, das einem durch den Brand geöffneten Tollhause gleicht, greift nach dem eigenen Kopfe, der auch dem Weglaufen nahe ist, und harret ahnungsvoll der Dinge, die da kommen sollen. Jean Paul, der ein ästhetischer Kepler, die Gesetze der kritischen Schwere in der Tasche trug, der die Ursache der allgemeinen Anziehung an seinen Rockknöpfen abgezählt hat, sich aber nicht die Mühe geben wollte, sie wie Newton zu einer systematischen Wachparade auszuputzen, hob seinen Zauberstab, und die wilden Zerwirfnisse lösten sich harmonisch auf. Jeder geht nach dem gewohnten Platze zurück. Jean Paul's Jüngern fehlt die Brust- und Stirnbreite ihres Meisters. Es sind Pygmäen, die nicht einmal den Krieg mit den Kranichen zu Ende bringen können; Hauskobolde, die das Sündengeld einer Buhlerin, von ihr zu Seelenmessen bestimmt, sorgsam bewachen; Zwerge, die sich der vornehmen Verwandtschaft mit Hoffmanns Klein-Zaches rühmen, und nach Art der Streithähne, die der altenglische Spleen mit Sporen hat, den gebornen Muth in die Schranken rufen, aber das Reißausnehmen, sobald sie einen ungarischen Bart gewahr werden. Diese Leutchen verstehen sich nicht aufs Stützen. Ihre Schultern sind für den Himmel eines Graham'schen Traumbettes zu schwach. Sie schneiden Gesichter, weinerlicher als die Caryatiden, die der Verrath an der gemeinsamen

Mutter Hellas zu Kreuzträgern machte. Diese Duodezmännchen lassen sich auch beigehen, ihre kleine Welt, die man, da es Nürnberger Arbeit ist, in einer Schachtel fortschaffen kann, aus den Fugen zu heben. Dann gibt es ein Gepolter, als wenn ein Rattenkönig, dem der Gedanke an die Weingeistunsterblichkeit, an die Raritätenkammer im verjüngten Pyramidalstyle, das Hirn verwirrt hat, so eben von dem Entwurfe zu einer Constitution für seinen kleinen Raubstaat entbunden worden wäre. Der Lärm schreckt indessen keinen Vernünftigen, er gleicht wenigstens einem Donnerwetter auf einem Haustheater, dem ein Kesselflicker als Maschinist vorsteht. Kommt es zum Wiederaufbau'n, so fehlt selbst für dieses Miniaturchaos die Schlagfertigkeit des Meisters. Die Jünger benehmen sich so linkisch, daß man glauben muß, ein Taschenspieler habe sie ihrer Unbeholfenheit halber aus der Lehre gejagt.«

»Jean Paul, ein Semper Augustus, ein gewaffneter Mehrer des humoristischen Reiches, ward oft von Fürsten bedient. Er stand hoch und herrlich da, wie ein römisch-deutscher Kaiser am Krönungstage, umgeben von den sieben Churfürsten, die hier die sieben freien Künste zu ihren Stellvertretern wählten. Während man ihn noch im Schmucke der Reichsinsignien zu sehen glaubte, hatte er schon die schweren Gewänder weggeworfen, und ist in einem Rockelor von drap de Pompadour vermummt dem Markte zugelaufen, wo er sich von den gebratenen Ochsen ein Bruststück her-

unter schneidet, das er so appetitlich verschmaust, daß die Zuschauer wider Willen von der Fleisches-lust beschlichen werden. Jean Paul's Copisten versuchen etwas Aehnliches. Sie sehen dann den Puppen ähnlich, die Mittags zur zwölften Stunde aus der Lübecker Rathhausuhr hervortreten, um der Mutter Hansa eine gesegnete Malzeit zu wünschen.«

»Ganz unerwartet rannte der Gedanke, die Welt mit einer Leichenfeierlichkeit zu überraschen, durch Jean Paul's Kopf. Was that er? Er legte den Leichenkondukt Carl's V. neu auf, streckte mit alt-spanischer Grandeza sich im Sarge aus, hörte mit geschlossenen Augen Condolenzen zu, die man bald aus wahrer, bald aus erheuchelter Theilnahme seinen hinterbliebenen Geisteskindern abstattet, und lächelte innerlich über die Trauerrede, zu der ein belletristischer Harms die Thesen lieferte, und die darum auch wie eine Controverspredigt mit struppigen Haaren vor den düster brennenden Cantelabern stand. Er belauschte die Deputirten von Jena, Halle, Leipzig, Göttingen und Heidelberg, die als ein Fünfgespann an dem rückwärts fahrenden Triumphwagen, auf dem die deutsche Literatur als eine retrograd fliegende Viktoria thronte, der Leiche folgten, und zur Anordnung der Verlassenschaft, die von den deutschen Autoren, ohne den Gebrauch der Inventar- und Deliberations-wohlthat, sogleich angetreten werden sollte, eine Ediktalladung aller und jeder Gläubiger des Verstorbenen beschlossen.«

»Da Jean Paul kein Walter ohne Habe, kein Johann ohne Land war, da er vielmehr in verschiedenen deutschen Literaturterritorien Güter besaß, so konnte man sich über den allein kompetenten Gerichtsstand nicht vereinigen. Bei andern Schriftmenschen ist diese Streitfrage leicht entschieden. Die meisten sterben arm, es bricht ein Gantprozeß nach ihrem Tode aus, der, ohne daß er sich weder siderischer noch magnetischer Kräfte rühmen könnte, seine plumpe Atrakzionswuth übt, und jedes andere Forum ausschließt; während man noch hadert und Jena unter Anpreisung der Anzienitätsgesetze, unter Verwünschung des gelehrten Sanskulotismus, der die Feldmarschallswürde einem jungen Nibelungenhelden zuzuspielen gedenkt, seine kritische Großvaterschaft zu deduziren und so von den Xenien, dieser bernesken Hermandad, die man uns, wenn das Vaterland in Gefahr, wenn ein Hannibal ante portas ist, und eine Dictatur angeordnet werden soll, zu den Waffen ruft, kräftig unterstützt, seine alleinige Competenz zu begründen sucht, erhebt sich der Todte aus dem Sarge, springt im Leichenhemde, unter dem er ein Schellenwams versteckt hat, vom Wagen, und läuft Freund Schlichtegroll um, der, den deutschen Nekrolog in der einen, ein ästhetisches Schweißtuch in der andern Hand haltend, als Repräsentant des literarischen Todes dem Trauerkondukte voranschreitet. Die hochansehnliche Versammlung, unter der sich viele finden, die an keine Auferstehung glauben, rennt verblüfft auseinander. Jean Paul, dieser wunderbare Proteus, der noch das vor

dem Sohne der Thetys voraus hat, daß er keine Meerkälber zu weiden, sich nicht zu blenden lassen braucht, wenn er die Welt durch Verwandlungen necken, oder sich durch Weissagungen ergetzen will, geht langsam seines Weges, bis er an ein gelehrtes Logenhaus kömmt, dessen weiße Wände ihn als tabula rasa zum Entwurfe einer kritischen Weltgerichtsszene einladen. Er zeigt sich hier als ein Tintoretto übergewaltig im Helldunkel. Er setzt seine Malerzeichen, einen Drachen, auf dem ein Amor reitet, in die Ecke des furchtbar schönen Bildes, und schreibt als Selbstanklage die Buchstaben rückwärts von der Rechten zur Linken führend, das Horazische — — mille adde catenas, effugiet tamen haec sceleratus vincula Proteus — hohnlächelnd darunter. —«

Jean Paul setzte Herder, seinem innigsten Busenfreunde, ein würdiges Denkmal in seiner Vorschule der Aesthetik. Aber ihm selbst gilt dasjenige, was er von selbem sagte: »In seiner Seelen Seele« — so sprach Jean Paul in einem fast lyrischen Ergusse über seinen edlen Freund — »war das Gute, das Wahre und das Schöne eine untheilbare Dreieinigkeit. Die Poesie war ihm nicht etwa ein Horizont-Anhang aus Leben, wie man oft bei schlechtem Wetter am Gesichtskreise einen regenbogenfarbigen Wolkenklumpen erblickt, sondern sie flog wie ein leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelspforte. Er wollte die Opfer der Dichtkunst nur so schön und unverletzt erblicken, als der Donner des Himmels die getroffenen Menschen läßt. Darum zog er, wie

ein griechisches Gedicht, um jede, auch schönste Empfindung, z. B. um die Rührung, oft durch die Gewalt des Scherzes, froh die Gränze der Schönheit. Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt, wie er. Die Meisten verfolgen nur das Seltenste, Unbekannteste einer Wissenschaft; er hingegen nahm aber alle Ströme, Bäche und Quellen aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer auf. Viele werden von der Gelehrsamkeit umschlungen, wie von einem austrocknenden Epheu, er aber wie von einer Traubenrebe. Ueberall das Entgegengesetzte organisch dichtend sich anzuziehen, war sein Charakter; um das trockne Kernhaus eines Lamberts zog er eine süße Fruchthülle. So knüpfte er die kühnste Freiheit über Natur und Gott an dem frommsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. So zeigte er die griechische Humanität, der er den Namen wiedergab, in der zärtlichsten Achtung aller rein-moralischen Verhältnisse und in dem kräftigsten Zorn gegen alle von Religionen oder Staat geheiligten Gifte derselben. So war er ein Festungswerk voll Blumen, eine nordische Eiche, deren Aeste Sinnpflanzen waren. Wie herrlich, unversöhnlich entbrannte er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlamm-Weiche, so wie gegen deutsche kritische Rohheit, und gegen jeden Zepter in einer Taze; und wie beschwor er die Schlangen der Zeit. Aber wolltest du die süßeste Stimme hören, so war es seine in der Liebe, es sei gegen Kind oder ein Gedicht, oder die Musik oder in der Schonung gegen Schwache. Er glich seinem Freunde Hamann,

diesem Heros und Kinde zugleich, der wie ein elektrisirter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um das Haupt sanft dasteht, bis eine Berührung den Blitz auf ihn zieht. Wenn Herder seinen Hamann als einen zürnenden Propheten, als einen dämonistischen Geist schilderte, den er sogar über sich stellte, und wenn man mit Schmerzen hörte, wie ihm in dessen Grab seine rechte Welt und Freundschaftsinsel nachgesunken; so wurde man aus seiner Sehnsucht inne, daß er innerlich (nach einem höchsten Ideale) viel schärfer über die Zeit richte, als er äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald sokratische, bald horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen.« — Und so schließt endlich das Lob, das hier der edle Freund dem edlen Freunde zollt. »Er kommt mir jetzt, so sehr auch sonst der Tod die Menschen in eine heilige Verklärung hinein hebt, in seiner Form und Höhe nicht glänzender vor als sonst hier neben mir; ich denke mir ihn drüben hinter den Sternen, gerade an seinem rechten Orte, und nur wenig verändert. — Nun so feire nun recht drüben dein Erntefest, du Reiner, du Geisterfreund; dein schwerer Aehrenkranz erblühe dir auf deinem Haupte zu leichten Blumenkronen, du Sonnenblume, endlich auf deine Sonne versetzt. —«

Wieder ein anderer Aristarch, der einen der ersten Plätze auf den obersten Stufen des literarischen Areopags in Deutschland einnimmt, und der am tiefsten in Jean Paul's Geist eingedrungen ist, läßt sich von diesem Chorypläos der deutschen

Literatoren, eben so wahr als abtreffend, die Geistesprodukte desselben beurtheilend, folgendermaßen vernehmen: »Wenn es eine helle, sonnenreiche Region am Parnaß gibt, in welcher auf den Eisgipfeln der höchsten Gletscher um die Zeit des längsten Tages, noch ehe der Schimmer des Abendroths verglommen ist, schon das Morgengold des neuen Tags wieder aufliegt, und alles in einem reinen, klaren, ewigen Lichtäther schwimmt, so gibt es eine mittlere Region, wo Lichter und Schatten in geschiedenen Massen einander entgegenstehen, und sich an einander nur ein grelleres Dasein erschaffen, bis in der untersten Region, in den dumpfigen Thälern, endlich der mühsame Werkeltag mit seinen Schatten selbst in den lichtesten Tag hereinfällt, und die Sonne, wo sie erscheint, fast beständig nur im Aufgehen und Untergehen begriffen ist. Die mittlere Region ist uns der Humor, und wir verstehen, dünkt uns die Erklärung in der Vorschule der Aesthetik vom Humor, daß er die Anwendung des Endlichen aufs Unendliche, des Verstandes auf die Idee sei, hier am besten. Der Humor schwebt wie ein singender Vogel zwischen Himmel und Erde (die Nachtigall unterbricht ihre schmelzendsten Töne, um den Wurm, der unter den gefallenen Blättern rauscht, zu haschen). Unter seinem Hohlglase wird alles zu solchen beidleibigen Gestalten und der Heitere steigt nach jeder Sproße, die ihn dem Himmel näher brachte, auf einer andern auch wieder eben so weit zur Erde herunter. Der Himmel ist der Correktionswinkel der Erde, aber die Erde streckt auch ihre Arme aus, um den Himmel zu erfassen, und

sein Bild in dem Wasser ihrer Thränen feucht und verklärt zurückzuwerfen. Er macht das Größte zum Kleinsten, und erhebt wieder das Kleinste zum Größten, und aus diesem scharfen Lichte und Schattengegensatz, der alles durchdringt und erfüllt, erklärt sich Inneres und Aeußeres, Form und Inhalt des Humoristischen (seine Schlaglichter und seine Schlagschatten) alle seine Ecken und Spitzen und wunderlichen Combinationen (unter welchen jedoch die des Himmels und der Erde die allerwunderlichste ist) die Neigung desselben zum Satirischen wie zum Komischen u. s. w.«

»Dieser Geist des Humors, unverkennbar ist er der herrschende Planet, unter dessen Einfluß jede Jean Paul'sche wissenschaftliche Pflanze emporgewachsen ist, und der sowohl Form als Inhalt vom himmelanstrebenden Titan bis zum warmen Lerchennest des Fixlein, und seines nicht unwürdigen Nachbruders Fibel bestimmt. Jean Paul stellt sich, wie angeführt, selbst dem siegenden Dictator an die Seite, der sein Kriegstheater zum Haustheater umzustellen weiß, worauf seine Kinder einige gute Stücke aus dem Kinderfreund aufführen. Und so ist es ganz in der Ordnung, daß der Flug dieses freundlichen Vogels oft aus der höchsten Höhe der Empfindsamkeit, wo in Aetherduft und Sehnen alles zu verrinnen schien, auf einmal in die Niedrigkeit des gemeinen Komischen herabfällt, wie der letzte Sphärenton einer Lerche auf der schmutzigen Scholle endet, wo er sich niederläßt. — Die Anekdotensammler kennen wohl kaum eine echt humoristischere als jene von Thales, der die

Augen zu den Sternen gerichtet, immitten in die Grube fällt, die schon längst seinen Tritten entgegengeklafft hatte.« —

»Ein humoristischer Genius kann daher seine Fittiche über alles ausbreiten, was unter dem Horizont des menschlichen Wissens und Schauens gehört.«

»Die Natur versucht jedesmal verschiedene Würfe, ehe sie den rechten trifft, und es muß höchst erfreulich sein, noch zu erleben, daß sie uns in Jean Paul einen Humoristen gab, um den uns selbst die Ausländer beneiden müssen. Wenn man bedenkt, wie sein glücklicher, immer neuer Witz selbst unter der Last der vielseitigsten Gelehrsamkeit nicht erlahmte, sondern gerade aus allen Fächern des menschlichen Wissens sich Honig für seine Zellen zu sammeln wußte: so muß man einen Genius bewundern, der beinahe ein halbes Jahrhundert mit dem größten Rechte die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums erregt hat. — O, hätte ihm der Himmel noch länger seinen Himmel auf Erden gönnen mögen! — Allein der große Geist des Universums hat ihn aus diesem Wolken- und Sternenhimmel in das Empyreum des himmlischen Lichts hinübergerufen, und ihm den gerechten Lohn für all das Gute, Schöne und Wahre, was sein Genius so vielfältig hier schaffte, nicht länger entziehen wollen. —«

Und nun wird jeder sein Vaterland schätzende, gebildete Deutsche gewiß den innigsten Wunsch hegen, daß man recht bald in dem von Baierns Könige Ludwig — dem hochsinnigen Beschützer

der Künste und Wissenschaften, und eifrigen Beförderer alles Großen und Schönen — zu Donaustauf errichteten Walhalla — dieser Westmünster-Abtei deutscher Größe und Nazionalität — das Bildniß Jean Paul's als bleibendes Denkmal an diesen Geisterhelden möge prangen sehen. —

In Jean Paul's Werken ist auf eine wunderbare Weise Ernst mit Scherz, tiefe Rührung mit hochkomischer Laune, Paradoxie mit schlichter Wahrheit, Schwärmerei mit Aufklärung vermischt. Alle sind mit Witzspielen, mit Bilderjagden, mit Abschweifungen aller Art überladen. — In allen aber zeigt er ein Herz, das ganz der Schönheit, Wahrheit und Tugend ergeben ist, und einen Himmel von großen, heiligen Gedanken und Gefühlen in sich schließt. — Auch Jean Paul hatte seine Tadler — und welcher Mensch hat sie nicht —; möchten diese aber auch des Spruches eingedenk sein: Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten! und nebstbei nicht übersehen, daß sich's in Jean Paul's Schattenlauben sehr angenehm ruhen und eben so süß träumen läßt. —

Kant, der tiefe Denker, nannte Jean Paul einen Centralkopf und ein Universalgenie, und das mit vollem Rechte; denn fürwahr, keiner vor ihm drang so tief und richtig in alle Fächer des menschlichen Wissens wie er; und ein Jahrhundert mag vergehen, bis wieder ein solcher Geist in der Literatur erscheint.

Jean Paul war Philosoph und Dichter, Theolog und Naturforscher, Rechtsgelehrter und Me-

diziner, Botaniker und Geschichtskundiger, Mathematiker, Astronom, Kunstkenner und Musiker in gleich hohem Grade. Und in allen diesen Wissenschaften hätte er kühn den Lehrstuhl besteigen und Vorlesungen mit bestem Erfolge für seine Zuhörer halten können. — Mit Einem Worte: Er war Alles in Allem! Man halte ja diesen Ausdruck für keine Hyperbel; denn er ist reine, lautere Wahrheit. Alle diejenigen, welche seine Werke gelesen und in den Geist derselben einzudringen vermochten, werden das Jean Paul beigelegte Prädikat Kant's wahr und richtig finden, und es ihm auch aus voller Ueberzeugung ertheilen. Cicero führt in seiner Rede für den Dichter Arthias sieben Städte an, die sich die Ehre, Homer's Geburtsort zu sein, zueignen wollten. Wäre Jean Paul's Geburtsort unbekannt: so würden sich wohl mehr Orte noch — wenn gleich nicht jetzt schon — doch in der Folgezeit um seine Geburtsstätte streiten.

Viele wird es geben — gar Viele — die an Jean Paul's Werken kein Behagen finden, weil sie ihn nicht verstehen; wer ihn aber einmal goutirte, dessen Liebling wird er für immer bleiben. — Jean Paul sagt selbst in seiner Vorschule der Aesthetik: »Mancher Autor muß nicht ein oder zwei Mal, sondern zehn und zwanzig Mal gelesen werden, um ihm Geschmack abzugewinnen. Ist man aber einmal in sein inneres geistiges Leben ganz eingedrungen, so hat er auch unser Herz und unsern Geist ganz eingenommen;« und so ist es. Deutschland hat einen Hippel, der humorisirt religiös schwärmerisch, ist fruchtbar an tiefem Gefühl,

und an eigenthümlichen, oft sehr wichtigen, oft das Herz ergreifenden Ansichten über Weltgang und Bestimmung der Menschheit und neu und kräftig im Ausdruck. — Es hat einen Schimmel, welcher die Zeitthorheit in Zerrbildern mit ziemlich derbem Witze darstellt. — Es hat einen Lichtenberg, dessen Witzfunken mit humoristischer Kraft weit umhersprühen. — Es hat einen Knigge, der seine Zeit nach ihren gesellschaftlichen Eigenthümlichkeiten satyrisch mit empirischer Menschenkunde schilderte, und später in humoristischem Spotte einige Virtuosität zeigte. — Es hat einen Scharch, den zu wenig bekannten Verfasser der Reisen unter Sonne, Mond und Sterne, die man lange für ein Geistesprodukt Jean Paul's angesehen hatte. — Aber Deutschland hat nur Einen Jean Paul Friedrich Richter, der allen überlegen ist an dichterischer Fülle, gemüthlicher Tiefe und Innigkeit, einer unerschöpflichen Laune, sittlichem Ernste und vielseitig wissenschaftlicher Bildung; der immer das Höhere und Menschlich-Bessere will, er mag Gefühl oder Scherz, Rüge oder Spott, Lehre oder Ironie aussprechen. — Und welcher unbefangene Leser von Jean Paul's Werken, der in den Geist derselben einzudringen und ihn aufzufassen versteht, wird nicht dem Vorgesagten aus innigster Ueberzeugung, mit freudiger Theilnahme ihm huldigend, beistimmen? — Nur gelehrtthun wollende Kritikaster mühen sich — wiewol vergeblich — ab, seine Originalität zu tadeln, und bedenken nicht, daß, der Flecken ungeachtet, die Sonne in alle Welt Freude und Leben ergießt;

und wer, wie Jean Paul, fast ein halbes Jahrhundert als das erhabenste Muster hoher Genialität dastand, dessen Werke haben keinen Tadel zu scheuen. — Und könnten ihm wirklich einige aufgebürdet werden, so gingen sie ja doch alle aus seiner Größe hervor. — Einen Beweis dafür gibt die allgemeine Theilnahme der Gelehrten-Welt, welche sich nach seinem Hinscheiden ins bessere Leben über dem Grabe, von welchem er so große Vorahnungen in seinen Schriften niederlegte, in nicht weniger als 53 Schriften (gelehrte Zeitschriften und Journale über Jean Pauls großen Geist) mit einhelligem Lobe aussprachen.

Einer meiner Freunde sagte mir einstens, daß er die unsichtbare Loge viermal zu lesen anfing, immer um einige Blätter weiter kam, bis auf einmal Jean Paul's Genius die Bahn gebrochen zu haben schien, auf welcher er dann bei allen anderen Schriften desselben mit großer Vorliebe — ja mit Enthusiasmus für ihn eingenommen, in Wonne und Freude, wie zwischen den schönsten düftereichsten Blumenbeeten fortwandelte.

Zum Beschlusse folgen hier — gewiß nicht unangenehm für sinn- und gefühlvolle Leser — einige Blumen auf das Grab dieses weisen und frommen Erdenpilgers, die den Beweis liefern, wie tief eingreifend der Schmerz war, welcher die Nachricht seines Todes die mit ihm gleich gestimmten Seelen und Verehrer seiner Muse und seines Herzens ergriff.

Grabes=Blumen
auf
Jean Paul Friedrich Richter.

1.

Das große, reiche Herz, es ist gebrochen,
  Der hohe Geist stieg auf in Lichtespracht;
Was er zu uns in Flammenschrift gesprochen,
  Glänzt, wie sein Hesperus, in dunkler Nacht.
Ein Chor von Engeln hört sein freudig Pochen
  Am Tempelthor und jauchzt: es ist vollbracht!
Ob Schmerzen auch die Nachgelass'nen drängen,
Der Sänger lebt in ewigen Gesängen.

*

Doch quillt die Thräne, daß wir ihn verloren,
  Des Genius so Herrliches gebar.
Den Mann, der unter Tausenden erkoren,
  Als Priester stand am Vaterlands=Altar.
Die Geißel schwang, zum Schrecken arger Thoren,
  Als Bildner kühn und unerschöpflich war.
Was tröstet uns? — Der Geist in seinen Werken
Wird uns mit Muth im Kampf des Lebens stärken.

2.

Großer Genius,
Gemisch von Nacht und Flamme,
Du wecktest Schauer und Entzücken,
Flogst von Eisoceanen
Zum Südpol hinüber,
Erstürmtest die Unendlichkeit.

Myriaden von Meilen
Lag es unter dir
Das Marktgetös der Welt
Ganz klein;
Und Wenige faßten dich.

Du kanntest jene Sehnsucht,
Die bei dem Ton der Musik
Am stillen Abend
Seelen zu Seelen zieht.

Einmal auch werd' ich dich,
Süße Hoffnung!
Mit dem dir ähnlichen Beethoven finden. —

3.

O klaget nicht, er sei verloren!
Uns blieb sein Geist, das große Herz,
Von hoher Phantasie geboren
Ein schönes Reich voll heitren Scherz.

*

Wo wahrer Witz gepaart mit Milde
  Der schwachen Menschheit Fehler rügt,
Wo nie bei glänzendem Gebilde
  Ein Irrlicht unsern Blick betrügt.

*

Wie sanft erhellt noch dunkle Pfade
  Sein Hesperus mit klarem Schein,
Führt mild auf blühende Gestade
  Ins Heiligthum der Tugend ein.

*

Wem Zweifelsucht des Daseins Segen,
  Das Ahnen höh'rer Welten stahl,
Dem kommt er lehrend fromm entgegen
  Im himmlischen Kampaner=Thal.

*

Sein Liebling war vorausgegangen,
  Zum Lohn der treusten Zärtlichkeit,
Den Vater droben zu empfangen
  Am Thore der Unsterblichkeit.

*

Wo längst dem Edlen Kränze blühten,
  Bringt Dank ihm manche Seele dar,
Der oft hier armen Lebens=Müden
  Ein Führer, Freund und Tröster war.

4.

Abend wird's im deutschen Musenhaine,
Denn zur Rüste geht die hohe Priesterschaft;
Einsam nur — ein Bild der alten, hellen Kraft —
Wankt ein Riesengreis im Dämmerscheine.

Eben ist ein Barde heimgegangen,
Der Apollo's reinsten Opferdienst geübt,
Nie die Musen, nie die Grazien betrübt,
Nie am Beifall schnöder Welt gehangen.

Was er redete mit Engelszungen,
Kam vom Herzen, ging zum Herzen wunderbar,
Vielen Dünkel, oft den Wissenden nur klar,
Doch von heil'ger Weihe Kraft durchdrungen.

Fachend zum ätherischen Erglühen
Jeden Götterfunken in der Menschenbrust,
Ließ er Girandolen sel'ger Himmelslust
In das düstre Thal der Thränen sprühen.

Balsam träufelnd in gebrochne Herzen,
Heilt' er Wunden, welche das Verhängniß schlug,
Streute Rosen auf der Zukunft Leichentuch,
Hellte Gegenwart mit heitern Scherzen.

Durch das Geisterreich der Töne schweifend,
Auf den Riesenschwingen seiner Phantasie,
Lüftet er der Isis Schleier — aber nie
Sich am Allerheiligsten vergreifend.

Edle Weiblichkeit! wo einen reinern
Herold hattest du im deutschen Musenreich! —
Und wer that dem Sittenkundigen es gleich,
Frauenlob in Gnomen zu verfeinern.

Jugend, Unschuld, Frühling — Preis des Schönen!
Spiegelt' er in ungebund'ner Rede Fluß,
Reizender als je der Dichtung Genius
Schildert' er mit kunstgemess'nen Tönen.

Frohe, freie Laune schloß die Fächer
Alles Wissens zum Gedankenspiel ihm auf.
Einziger Homer! wer maß je deinen Lauf?
Wer versuchte Nachschwung? — Arme Schächer!

Musenjünger! folgt des Meisters Wandel
Nach in Wort und Schrift, wohin der Geist ihn führt! —
Aber theilt, weil keinem er allein gebührt,
Unter alle des Propheten Mantel!

5.

Es starb ein Mensch. Im raschen Stundengange
Unendlicher Zerstörung weinen wir!
Wir weinen dem Harmonika=Gesange
Des Lebens nie die letzte Thräne hier.
Sieh eine Thräne aus der Wehmuths Sphären!
Und flöße sie die letzte meiner Zähren,
Gestorbener, ich weinete sie dir! —

*

Erhabener! du lehrtest mich ja weinen
In deinen Träumen von Entsinnlichung,
Des Jenseits Zauber mit dem Dießseits einen
In Ahnung, Liebe und Begeisterung.
Für diese Kunst, entbehrend zu genießen,
In Sternennächten bethend zu zerfließen,
Nimm diese Thräne heil'ger Würdigung.

*

Sie falle auf dein Grab! o wenn sie bliebe!
Ein Diamant, dem du die Folie leihst!
Wenn mit den Instrumenten seiner Liebe
Mit den unendlichen, der Weltengeist
Sie theilete, daß sie im Meer von Wonne
Dich dort umflute, dort in einer Zone,
Die unser Hoffen die Vergeltung heißt.

*

Du starbst, dein letzter Seufzer brach und alle
Gestirne horchten auf, dein Hesperus
Vergießet Freudenthränen, die Planetenhalle,
Sie schloß sich auf; ein langer, langer Kuß,
Ein flammender Komet selbst sah hernieder —
All deine Todten sangen Jubellieder;
Das ganze Weltsystem erklang ein Gruß.

*

Denn dort ist Freude, was der Erde Schmerzen,
Die sieht das Scheiden, ach! das Scheiden nur:
Du lebst in deinen Werken, doch dem Herzen
Bist du nun todt, du Priester der Natur!
Den Todestraum Emanuels möcht' ich träumen
Mit dir und ihm in der Erfüllung Räumen,
Ein Flötenton, ein blinder Julius nur.

*

Sind deine Träume all' nun wahr geworden? —
Du schweigst? — Fandst du nicht die Bestätigung?
Wie, oder wird uns nur im höchsten Norden
All des Genannten die Verwirklichung? —
Umarmest du nun Viktor und Clotilden
In deines Jenseits schönen Traumgefilden
Auf einer Insel der Vereinigung? —

6.

Weine, Germania, weine! verhülle die trauernden Blicke
Dicht mit düstrem Gewand! klage, dein Schmerz ist gerecht!
Wein' im tiefen Gefühl des Verlustes, den du erlitten!
Traure, Deutschland, die Welt theilt mit dir Klage und Schmerz!
Doch nicht Balsam, nicht menschliche Hülfe heilet die Wunde,
Die unerbittlich der Tod tief im Herzen dir schlug;
Deiner trefflichsten Söhne Einen entführte des Hades
Mächtig gebietender Zeus rasch zum Schattenreich hin.
Laß sie erschallen, die Klage! verstummt sind die Lippen des Meisters,
Der sich die Kränze des Ruhms wand um die leuchtende Stirn;
Der mit der Fülle des Wissens vereinte treffenden Scharfblick,
Und ein kindlich Gemüth, liebend umfassend die Welt;

Der die zartesten Bilder und kräftigsten Meister=
gemälde
Mit dem hohen Humor unvergänglich erschuf;
Der den trügenden Schein, die Aftergröße und Thorheit
Stets mit dem siegenden Schwert ächter Satyre
bekämpft,
Und als getreuer Bekenner der lautern offenen Wahr=
heit
Strenge die Geißel des Spotts, so wie des Wi=
tzes geführt.
Ja, du Sänger des Hesper, titanischer Sänger
des Titans,
Führer unsterblicher Art in das kampanische
Thal:
Zwar die Hülle von dir entschwand den Bezirken
des Lebens,
Doch dein göttlicher Geist bleibt fortwirkend der
Welt;
Deiner Dichtungen himmlischer Zauber und hohe
Gestalten
Nimmer trifft sie der Tod, Göttliches endet ja nie!
Und so lebet dein Name in dem, was du schufest,
unsterblich,
Und mit Stolz, Jean Paul, nennet Deutsch=
land dich Sohn! —
Doch beweine, Germania, heiß: daß der Meister
nicht wandelt
Ferner im Kreis deiner Gau'n, daß die gemein=
same Luft
Nicht mehr mit deinen übrigen traurenden Söhnen
er athmet,
Daß ihn die stygische Flut trennet von dir und
der Welt! —

Doch zu Elysiums Hainen, dort wo den glücklichen Schatten
Strahlt ein ewiger Tag, frei von den menschlichen Müh'n, —
Wo die Genüsse der Götter harren zum Lohn der Heroen,
Die auf irdischem Pfad herrlich zum Höchsten gestrebt. —
Dorthin entschwebten die Manen des jetzt entschlafenen Meisters,
Den mit freundlichen Blick' Charon hinübergeschifft;
Dort auf den glücklichen Fluren begrüßen ihn alle die Geister,
Die im Streben verwandt, mit ihm auch theilten die Kraft.
Aristophanes ist's, der satyrische Richter der Sitten;
Lucianus, mit ihm Cicero, geistreich beredt.
Plato, der Fürst der Weisen, der Philosophen beredt'ster;
Montanabbi *), der mild sang aus tiefem Gemüth;
Sadi **), der rosenumkränzte, liebliche Dichter, der reinen
Sinnes in seinem Gesang köstliche Perlen erschuf.
Und mit diesen zugleich auch bieten die Grüße dem Meister
Swift, der mit beißendem Spott züchtigte thörichten Wahn;

*) Einer der berühmtesten arabischen Dichter.

**) Ein ebenso berühmter Dichter der Perser.

Sterne, der witzige, feine, scharfsinnige Kenner
der Menschen,
Und Britanniens Stolz, Shakespeare, der
riesige Geist,
Der, gewaltig beherrschend als König die Reiche
der Dichtkunst,
Trug in sich selbst eine Welt, reich wie Schö-
pfung geschmückt.
Nach ihm Hamann dann auch, der tiefeindrin-
gende Denker;
Herder, auf jeglicher Bahn führend zum hö-
heren Ziel,
Vorwärts strebender Forscher, viel umfassenden Geistes;
Und auch Schiller, der rein, Tugend erfülle-
ten Sinns,
Griff in die goldenen Saiten, begeistert, gefühl-
vollen Herzens —
Dessen Gesängen die Welt lauschte zum ewigen
Ruhm.
Aber Allen voran gingst du, Jakobi mit Herder;
Reichtest mit freudigem Blick ihm so vertraulich
die Hand.
Alle umringen sie freudig den Lorbeer gekröneten
Meister;
Er nur hatte im Kreis himmlischer Freuden gefehlt.
Alle Seligen jubeln; nur Hymnen des Lobs und
der Wonne
Tönen durchs stygische Reich, preisend und grü-
ßend Jean Paul. —
Ach, Elysium jauchzet! doch du mein herrliches
Deutschland,
Fühlst nur tiefer den Schmerz, daß du den Mei-
ster verlorst.

Wohl, o lasse sie fließen die Zähren des bittersten Kummers,
Denn es entschwindet ja nie dir sein Bild in der Brust;
Bis zu den fernsten Geschlechtern werden noch Greise und Kinder,
Deutschland, sprechen von ihm, deinem herrlichen Sohn.
Doch daß schon jetzt der Tod des Lebens Fackel ihm löschte,
Das bejamm're voll Gram; dir ist er ewig dahin!
Darum weine Deutschland! hülle die traurenden Blicke!
Traure und weine; die Welt theilt mit dir Klage und Schmerz.

Grabschrift.

Jean Paul Friedrich Richter!

Du harr'st nun hier, befreit von jeder Plage,
Entgegen deinem Auferstehungstage,
Der dich mit all den Deinen einst vereint.
Was dir noch trüb und dunkel hier geblieben,
Wird schon ganz hell und klar dir sein dort drüben,
Wo Gottes Sonne, ewig leuchtend, scheint.

Es war ja hier in deinem langen Leben
Dein ganzes Denken, Dichten, Reden, Streben
Nur Tugend, Freiheit, Gott, Unsterblichkeit;
Dafür wirst du dort keine Freude missen,
Und wonnevoll den süßen Lohn genießen,
Der Tugendfreunden bleibt in Ewigkeit.

Aus dem Werke:

S e l i n a;

oder über die

Unsterblichkeit der Seele.

In zwei Theilen.

Aus der Vorrede.

1.
Ueber die Unveränderlichkeit im männlichen Alter.

Man bleibt sich — zumal von den männlichen Jahren an — weit ähnlicher als man sich schmeichelt bei der gewonnenen Menge neuer Erfahrungen und Bücher, ja fremder Ansichten. Da das Gemüth des Menschen sich wenig mehr ändert im dritten und vierten Jahrzehend; so sieht man aus den so unbedeutenden Veränderungen, welche das Studium in uns nachläßt, wie unsere Unveränderlichkeit auf das Gemüth sich baut.

2.
Der Glaube.

Die Theologen und Philosophen verbauen uns Studien [1], Aussichten der Zukunft. Der Glaube beweiset und erfindet keine Wahrheit, sondern er nimmt sie nur an: er ist nur moralisch, nicht didaktisch [2].

3.

Glauben.

Das bloße Glauben dehnt seine Versprechungen zu weit aus, wenn es über Gesinnungen hinaus fremde Gegenstände bestimmen will — es gibt allen phantastischen Hoffnungen ein Reich und nimmt ihnen die Schranken — Auf diese Weise machte Glauben Erkenntniß, anstatt Erkenntniß — Glauben.

(4.)

5.

Unsterblichkeit.

Unsere Untersuchungen der Unsterblichkeit werden leider zu sehr in den Zeiten der Trauer und des geistigen Bedürfnisses unternommen und ihnen dadurch nicht Helle genug gelassen. Die Gräber sind Eisberge, welche die Reisenden mit Flören auf den Gesichtern umwandern und besteigen.

6.

Zukunft-Leben.

Die Darstellungen des Zukunft-Lebens gleichen den alten Pyramiden, deren Gestalt wieder der Scheiterhaufen für Todten-Einäscherung nachgebildet worden, und welche zu ihrem Reichthum an Gemächern und Gängen weder Thüren noch Fenster besitzen.

7.
Unsterblich.

Die Menschen haben gar nicht das Herz, sich recht unsterblich zu denken.

8.
Todes=Verachtung.

Blos um den Tod zu geben, verachtet man ihn leicht — im Sturm wurden (obgleich gegen die Gesetze) Seeschlachten geliefert und unter Erdbeben Landschlachten; und hoch über den Wolken und über den Blitzen ließ der Mensch seine Pulverwolken ziehen und seine Blitze schlagen in der Gotthards [3] Schlacht.

9.
Thräne.

Die Thräne, welche es auch sei, eine der Freude oder der Trauer: sie macht einen eingewelkten Menschen, wie ein Wassertröpfchen ein verdorrtes Räderthierchen, wieder lebendig und wegsam. Der Thau fällt aber nur in beiden Dämmerungen.

10.
Beständige Traurigkeit.

Es gibt Seelen, für die es nie Sommer im Leben wird. Diese müssen in ihrem Winter den Vortheil haben, als ob sie in Spitzbergen [4] wohnten, wo auch am Tage des Winters die Sterne

hell glänzen, nicht blos in der Nacht; sie müssen durch die fernen kälteren Sonnen die nächste wärmere ersetzen dürfen. Nehmt einer krankenbettlägrigen Seele, die sich auf der Erde wund liegt, den Anblick nach oben: so wird sie zweimal unglücklich und beraubt und verwundet.

11.

Trost.

Findet ihr den Trost nicht in der Nähe: so erhebt euch und sucht ihn immer höher; der Paradiesvogel flieht aus dem hohen Sturm, der sein Gefieder packt und überwältiget, blos höher hinauf, wo keiner ist.

12.

Zeitmangel.

Der Mensch hat nicht blos zum Handeln wenig Zeit und Raum; auch zum Untersuchen und Denken gewisser Gegenstände. Die Kunstgeschichte z. B. ist so geräumig, daß sie den Platz für jede andere Sammlung des Geistes verstellt. Wissenschaft schließt Wissenschaft aus. Am wenigsten zu sich kann der Gelehrte vor Sachen kommen. Der Dichter allein bringt ihn ein wenig wieder nach Hause zu sich.

13.

Dichter und Philosophen.

Der Dichter gleicht dem Bewohner des heißen Erdgürtels, dem alle Sterne auf- und untergehen

müssen; der Philosoph dem Polarländer, der nur die Sterne seines Pols in Parallelenkreisen [5], aber nie auf- und untergehen sieht.

14.

Dunkelheit.

Das Entstehen ist so dunkel, als das Vergehen; dicke Nebel sind die beste Zeit zum Säen.

15.

Das Schreiben über Unsterblichkeit.

Wie soll man über das Wie der Unsterblichkeit entscheidend schreiben können; da man im Alter einen ordentlichen Ekel und Grimm vor der leeren Belehrung und Antwort der Philosophen, Theologen und Naturphilosophen bekommt, so daß man sich aus einer Welt voll lügenhafter Bibliotheken am Ende hinaussehnt.

Aus dem ersten Theile.

16.

Liebe.

Keine Liebe ist so rührend als die verhehlte, die sich selber ihre Klostermauern zum Entsagen baut. Wenn nun ein Mann seine Gefühle ins Kloster versteckt: so bewohnt natürlicher Weise eine Jungfrau mit den ihrigen gar eine unsichtbare Kirche.

17.

Krieg.

Krieg ist eine poetische Prose des Handelns, daher ihn Jünglinge aufsuchen; Apollo und Pallas (Minerva) tragen Waffen, wie sollte sie ein begeisterter Jüngling nicht tragen?

18.

Wiedersehen.

O der Mensch sollte kein Wiedersehen, nicht einmal das eines theuern Jugend- oder Kindheitortes lange verschieben; die Flamme kann ihn auf immer verwehen oder die Fluth ihn entführen und deine schönste Vergangenheit stirbt dir noch einmal;

aber am wenigsten sollst du mit dem Umarmen des zerbrechlichen Geliebten säumen, der vielleicht schon von hinnen flieht, wenn du eben auf dem Wege zu ihm bist!

19.

Alter.

Man kennt überhaupt das Alter; es will unverändert haben, sogar sich; es ist ein Josua, der gern Sonne und Mond zum Stehen und Ruhen brächte, nicht um länger auf den Feind loszugehen, sondern um selber länger zu sitzen und zu liegen. Dazu kommt freilich der schwere Artilleriezug von Wehrmitteln gegen das feindliche Heer von Bedürfnissen, indeß ein Jüngling ins Feld zieht und über Feld mit nichts bewaffnet als mit seinem Körper und Geist.

20.

Der Krieg in Griechenland.

Wo gibt es für einen Jüngling, der Feldzüge sucht, einen bessern und weltbürgerlichen Krieg als einen solchen, wie der in Griechenland, und was sind die meisten andern Kriege dagegen, die nie das allein opfernde und geopferte Volk mit seiner eignen Veredlung belohnen? — Es reiche auch hin, daß die andern Kriege die Thronsitze höher polstern — oder die Hoheitpfähle ausreißen und weiter einstecken — oder daß sie im Völkerduell auf Kavalleriehieb und Artillerieschuß Genugthuung für eine Injurie gegen eine Favoritin nehmen — oder

daß herrliche Erbfolgekriege in der Geschichte vorhanden sind, die Religionkriege nicht einmal mitgezählt. Ein Erbfolgkrieg ist aber auch der griechische, ob nämlich Bildung oder wieder Barbarei auf den Thron gelangen soll, und ein Religionkrieg dazu, aber nicht zwischen Meinungen, sondern zwischen Recht und Unrecht.

21.

Verleugnung der Unsterblichkeit.

Manche Jünglinge haben bei aller Lebendigkeit der Gefühle ordentlich einen Hang zur Ableugnung und Verspottung der Unsterblichkeit, so wie bei aller noch warmen Religiosität einen zum Unglauben, oder bei allem Frohgefühl einen zur Melancholie, und eine Vorliebe für schwarze Nachtgedanken und Trauerspiele; denn ihr Freiheittrieb will über alles Alte und Zwingende, und wohnte es sogar in ihrer eigenen Natur, wegspringen. — Jeder hochsinnige Glaube muß aber ein ordentliches Lebenbedürfniß sein, so wie jede Zerstörung eine von einem heiligen Jerusalem ist. — Es drückt einen ordentlich das jetzo gewöhnliche Ableugnen der Endursachen, das eigentlich den Isisschleier [6] der Gottheit blos verdoppelt überhängt, so wie einen das Anerkennen derselben von tiefsinnigen Geistern herzlich erfreuet. Ja es peinigt einen, man darf es gestehen, eine Darstellung der Aufgußthierchen, als könnte ein Lebendiges aus seelenlosem Körperbau gerinnen, oder eine Ausbauung der Schädellehre, als erschaffe und regle der Knochen das

Geistige, anstatt daß dieses jenen zuründet — oder die mathematischen Weltbauten der Weltkugelfabrik und Universums-Manufaktur [7] der Franzosen, oder die ganze chemische Musaik [8], die auf den Thron eines liebenden Schöpfers kalte Spinnmaschinen und eiserne Webstühle des Daseins setzt. Am meisten muß man aber hassen die Enzyklopädistenschule [9], die den Eigennutz zum Prinzip des Handelns, d. h. die Unmoralität zum Prinzip der Moralität erhebt, und so den treibenden Kern des Herzens zu schwarzem Wurmmehl zerfrißt. Wenn manche sich ordentlich erfreuen über jeden neuen Beweis, daß niemand etwas tauge und die Völker nichts werden — und daß alle den Menschen mit Erleuchtung und Erhebung beglückenden Wissenschaften nur als Mistbeetfenster für das Gedeihen der Finanzen und des Handels einzusetzen sind — und daß jeder den Menschen und den Göttern nichts zum Opfer darbringe als blos die Opferknochen des Altars, die Fettstücke aber selber verzehre — und daß keine Frau jungfräulich denke oder bleibe: so lege man Bücher mit solchen Beweisen in tiefer Betrübniß weg und höre Schüler und Lehrer derselben nicht einmal bis zum Widerlegen aus, ob man sich gleich nicht verberge, daß ein edler Mensch mit Freuden für eine unedle Theorie, sobald er ihr einmal ergeben ist, neue Verstärkungen aus bloßem wissenschaftlichem Geiste ergreifen muß.

22.

Irrthümer.

Manche Irrthümer erscheinen, wie der Mond, aus der Ferne in milder Gestalt und Dämmerung; tritt man aber nahe vor sie, so zeigen sie, wie der Mond vor dem Sternseher, ihre Abgründe und Feuerberge.

23.

Menschenleben.

Unser Leben verdankt den dürftigen Schein seiner Länge blos dem Umstande, daß wir in die gegenwärtige Zeit die vergangne hineinrechnen, aber es kriecht zum spitzen Augenblick ein, wenn man es neben die unermeßliche Zukunft stellt, die mit einem breiten Strom auf uns zu fließt, von dem aber jeder Tropfe versiegt, der uns berührt; ein Leben zwischen den beiden zusammenstoßenden Ewigkeit-Meeren, die einander weder vergrößern, noch verkleinern können.

24.

Wahres Lieben fodert ewiges Leben.

Wenn wir von sterbenden Völkern zu sterbenden Einzelwesen übergehen: so schmerzt es die Seele, nur auf einen Augenblick sich ein Lieben zwischen Vergehenden und Vergehenden ganz auszumalen. Aus dem langen Nichts erwachen ein Paar Menschen in ihren Sterbebetten und blicken aus

ihnen einander mit Augen voll inniger Liebe an und schließen dann die Augen wieder zu sogleich nach einigen Minuten zum ewigen Nichts; — Dieß ist nun die unvergängliche Liebe der Menschen unter einander, der Aeltern, der Kinder, der Gatten, der Freunde. Ohne Unsterblichkeit kannst du niemand sagen: ich liebte; du kannst nur seufzen und sagen: ich wollte lieben. — Lieben fodert Leben; aber die Geistersterblichkeit vernichtet mit dem fortgesetzten Leben, sogar ein anfangendes, und kein Herz bleibt der Liebe lebendig — überall geht durch die Welt und das All nur hölzerne Instrumentenbegleitung, keine lebendige Singmusik — und alles Leben und Herz ist Schein und Maschine und sargt sich schon über der Erde stehend ein.

25.

Glaubens-Fülle — Unglaubens-Leere.

Wie die Leere eines Unglaubens nicht schmerzlich genug empfunden wird: so wird auch die Fülle des Glaubens daran nicht recht genossen; und wenn dort der eine Mensch nicht zum offnen Abgrund und Grabe niederschaut: so blickt der andre nicht tief genug in den offnen Himmel hinein; die alltägliche Ebene der Erde, die Mitte des Lebens, erhält die Blicke im Schwanken. Es ist als hätten die Menschen gar nicht den Muth, sich recht lebhaft als unsterblich zu denken: sonst genössen sie einen andern Himmel auf Erden als sie haben, nämlich den ächten — die Umarmung von lauter Geliebten, die ewig an ihrem Herzen bleiben und

wachsen — die leichtere Entsagung der Erdenwunden, die sich wie an Göttern ohne Tödten schließen — das frohere Anschauen des Alters und des Todes, als des Abendrothes und des Mondscheines des nächsten Morgenlichts. — Die Gottheit bleibt durch die Ewigkeiten hindurch vor dir stehen, denn dein Auge verweset nicht — das blitzende Sternengezelt ist nicht mehr ein gesticktes Bahrtuch über deinem Geiste, denn er wird nicht begraben, sondern er durchzieht ewig das unermeßliche Sternenlager — die Wissenschaften vermehren sich ihm wie die Sonnen, je weiter er in ihrem Himmel dringt. — Und alle Mühseeligkeiten des Lebens sind die unter dem Ersteigen eines Aetna, um dessen Krater Meere und Italien liegen. — Und der alte, von den wiederkäuten Neuigkeiten der Erde übersättigte Mensch geht und stirbt neuen Wundern entgegen. — Zwar ein matter lauer Nachschein aller dieser Wirkungen des Unsterblichkeits-Glaubens wird gewöhnlich gefühlt und zugestanden; aber wie verschwindet er gegen das Feuer der lebendigen Anschauung der Fortdauer! — Seelig ist, wer sich seine Welt ganz mit der zweiten organisch [10] verbunden und durchdrungen hat: »Die Wüste des Lebens zeigt ihm über den heißen Sandkörnern des Tags die kühlenden Sterne größer und blitzender jede Nacht.« —

26.

Gewitter-Anzeichen.

Der am Morgen um den westlichen Horizont gelagerte Dunst zeigt Gewitter an, blos weil er

sich nicht durch die Hitze in Wolken ausformte. Je früher eigentlich sonst der Himmel sich mit Nebel umsäumt, desto leichter wächset der Nebel durch die Vormittaghitze zu einer kühlen Laube gegen die Sonne auf und läßt sie an keinem Blitze brüten; hingegen weiße Eisgebirge, die des Mittags erscheinen, richten sich Abends als schwarze Vulkane auf. Auch wenn der Wind ohne Standwechsel aus der nämlichen Kompaßecke fortbläst, ist es ein zweites gutes Gewitteranzeichen. — Durch diese Ausführlichkeit will man nichts bezwecken, als blos einem und dem andern Wetterlaien und Donnerscheuen einige wissenschaftliche Brosamen und Gerstenbrote zuzuwerfen, wovon jedoch noch ganze Brotkörbe übrig bleiben.

27.

Gewitter = Himmel = Feste.

Unterwegs sind Gewitter manchem Gelehrten — sobald sie nur ihn und den Kutscher nicht erschlagen — ganz erwünscht und oft Himmelfahrtsfeste, zu welchen der Wagen ihm als niedriger Tabor [11] und als Sternwarte dient und die er feiern kann ohne große Ausgaben von Zeit, indeß man hingegen in der Studierstube seine wichtigsten Stunden unter den Gewittermonaten durch das ewige Hinlaufen ans Fenster und das Besichtigen der Wolken zusetzt.

28.

Das Erhabene der Erde.

Die Menschen suchen und achten überhaupt nicht genug das Erhabene der Erde, wenn es ihnen entgegenwandelt als Gewitter, als Meer, als Sternenhimmel, sondern bauen sich lieber ein Miniatür-Erhabenes in Parks und Opernhäusern oder tragen das natürliche Große auf Miniatürpinseln zu Nest.

29.

Donnerwetter-Gemälde.

Ein starkes Donnerwetter — denn es kam von Norden — stand gerüstet in seiner Schlacht- und Schlagordnung zum Angriff der Erde über dem halben Himmel. Vom Horizonte herauf lagerte sich ein ebnes schwarzes Meer, in das die gebirgigen Wolken unter heißen Silberblicken zerliefen und am Himmel hing ein Orkus [12] mit Flammen hinter einer Nacht. — Alles wurde immer reicher und wilder. Zahllos flogen die Blitze mit Brautfackeln der Befruchtung und mit umgestürzten Todesfackeln über die Welt und standen unten in den Wassern als Grubenlichter und Silberadern und liefen über die Wolken als Steppenfeuer; und bald schauten lange Wälderzüge, bald zahllose Berghäupter als Riesen auf den Festungmauern der Erde den Menschen im Flugtage des Blitzes an. Herrlich schlug der Donner die Regennacht auf zackigen Wolkenschutthaufen entzwei und die weißen Schneekop-

pen und die schwarzen Feuerberge des Gewölkes deckten sich mit ihren in einander gekeilten Gipfeln auf und der Himmel hing als ein der Erde zugekehrter Aetna herab. So war das stille Blau, zu dessen Frieden und Kühle der Mensch so oft aus seiner Erdenhölle sich zu trösten aufblickt, in ein feuriges Schlachtfeld verwandelt. — Endlich schloß der Himmel seinen Frieden und einen schönern als gewöhnlich die Menschen; denn keine Stunde der Natur ist lieblicher als die erste lichte nach einem Gewitter gleichsam eine Liebe nach der Versöhnung — das besänftigte Nachdonnern der Ferne ohne die gewöhnlichen Schlußakkorde der Kanonenschläge und auf den stillen Regenmeeren des Horizontes das milde Nachleuchten der vorigen Blitz-Dreizacke; — und das kühle stumme Blitzen der getränkten Blumen und ihr frisches Duft-Behauchen der Menschen — das scheidende Herüberblicken der sanften halbverweinten Sonne auf dem hohen Gebirg, welche die stolzen Berge der Nacht überließ, aber über die fernen Hügel und Thäler mit der goldnen Wiegendecke des Abendrothes zog — O wie reicher und schneller vergütet die Natur als der Mensch!

30.

Leiden.

Es gibt mehr unbekannte als bekannte Leiden; die Menschen schlafen neben einander mit ihren Träumen, aber selten weiß einer, wenn der andere eben einen schweren hat; er würde ihn sonst wecken.

31.
Geld.

Kein Land hat jetzo Geld — und blos Geld, nicht aber wie Montesquieu meinte, Ehre, ist das Prinzip der Monarchien; — es ist jedoch, als ob den Staaten, je mehr neue Metalle die Chemiker jährlich entdecken, desto erbärmlicher die alten ausgingen. Für die Theologen ist wegen ihrer Baurisse der Zukunft, der Kirchhof der goldne Boden des Handwerks, oder die Pandorabüchse mit der Hoffnung — für den Arzt ist er ohnehin ein goldner Boden, weil ihm die Rechnung für seine Gänge bezahlt wird, sobald die des Pazienten aufgehört — für den Offizier ebenfalls, weil er hinaufrückt, es mögen nun seine Kameraden hineinkommen, oder durch ihn der Feind. — Aber nur gerade für die zahlreichste Menschenklasse, den Landmann, der jetzo lauter Eisfelder bauet, ist der Grund und Boden ein Blutacker. . . .

32.
Landmanns-Sparkasse.

Die verdammten halben Kreuzer und drei Pfennige und einen Heller, welche durch die dicksten Steuer-Rechnungen zur Plage und Mühe der Rechner und Schreiber unaufhörlich herumrollen und klingeln, sollten zum Vortheile der Steuerpflichtigen geradewegs gestrichen werden, zumal da sie zusammengeschmolzen sogar aus großen Summen am Ende keine der Mühe und der Dinte werthe abwer-

fen — ja man sollte sie streichen und den Steuerpflichtigen erlassen, dieselben Kreuzer, Pfennige und Heller aber den Besoldeten überall, wo solche in Tabellen vorkommen, abziehen und sie zurücklegen, so daß durch diese beiden Handgriffe am Ende von einer Sparkasse für den armen untergeackerten Landmann nach Jahren die Rede sein möchte.

33.
Spätes Wiedersehen.

Spätes Wiedergesehenwerden nach langen Jahren bekommt nur moralisch-wachsenden Menschen physiognomisch vortheilhaft. Auf das blühende Gesicht des Mädchen sind die Fehler nur unsichtbar mit sympathetischer [13] Dinte geschrieben, welche durch die Wärme der Leidenschaften und Jahre endlich gelb und schwarz aufgetragen erscheinen. Die dem männlichen Gesicht als junger, grüner Frucht eingeritzte Perlschrift [14] — schwillt später an manchem als aufgewachsenem Kürbis zur Grobmissalfraktur [15] und unförmlichen Schramme auf. Durch gespannte Magerkeit verliert im Alter das weibliche Gesicht, durch hangende Fülle das männliche.

34.
Kraftaufsaugung der Phantasie.

Heißes Vorstreben nach recht vielen und schnellen Beglückungen saugt mehr Kräfte auf als heftiges Ausführen, weil jenes geistig und unausgesetzt fortarbeitet.

35.

Jungfräuliche Seelen.

Gewissen jungfräulichen Seelen — solchen, deren ganzes Wesen hoch und glänzend=rein dasteht, kann so wenig die Liebe angeboten werden als Prinzessinnen der Tanz, sie müssen selber auffodern.

36.

Der Pinsel als Amorpfeil.

Für zwei junge Herzen bleibt Malen und Sitzen immer etwas Gefährliches und der Pinsel kehrt sich zu einem Amorpfeil um. Das herzüberfüllte malende Mädchen schaut an und in den Jüngling so lange wie in ein klares tiefes Meer hinab, in das sie sich endlich zu stürzen schmachtet, und der abzubildende Jüngling, vor welchem das ihn anblickende so nahe und doch ferne Wesen steht, voll Liebe und Opfer gegen ihn mehr blos im Geiste, hat einen blauen Himmel voll unsichtbarer Sterne neben, welche das Herz am Tage anbeten möchte.

37.

Letzte Bewegung des Kriegers gegen den Feind. Das zuckende Sterben.

Nirgend denkt man seltener an das Sterben als im Lager unter Sterbenden. Der Mensch ist hier Flamme, nicht Asche; man sieht die wehende Fahne der Laufbahn, nicht die Gräben und Gräber, die sie durchschneiden; und das zuckende Sterben, sogar das eigne, erscheint nur als die letzte Bewe=

gung gegen den Feind. Blos Recht und Stärke schwellen die Gefühle, keine Stubenangst drückt sie zusammen. Mitten im Reiche der Ideen und der Thaten, die beide nirgend als im Kriege so nahe aneinander stehen, ist das äußere Leben so leicht hinzugeben; und wenn ein einziges Kind oder ein zitternder Greis blos in deinen Retterhänden steht: so fährst du als ein Löwe daher und der Pulverblick sieht wie ein Silberblick des Lebens aus. Wahrlich die augenblickliche und entscheidende Vertheidigung der Unschuldigen ist der Vorschmack eines göttlichen Reichs, wo die Unschuld ihren Rächer neben sich hat, und jede Gewalt eine zweite.

38.

Geistes-Größe.

Für einen starken Geist ist eigentlich alles im Leben erhaben, vom Sternenhimmel an bis zum Weltmeer nieder, und was klein erscheint, wie das Wölkchen droben und die Welle unten, wird vom Großen umgeben, oder ist blos das herausgebrochene Theilchen eines Großen; das Sandkorn baut die Wüste, und der Korallenwurm den Scheiterhaufen der Schiffe und hebt Inseln in die Luft. Die Schneeflocke auf der Alpe wird zum Donner im Thale und ihr weißes Gewitter zerbricht Wälder und Dörfer. Solchen Geistern ist jede Jahrzeit erhaben, sogar der Winter mit seinem schmucklosen Blau und Weiß, und mit seiner weiten zugedeckten Welt im Schlafe, die sich vor der Maisonne blühend und fliegend aufrichtet. — Und so zieht die

Geschichte, sogar die sündige, in den Säulengängen ihrer Zeiten hin, und die Kolossen der alten Reiche stehen wie halb untergegangene Sternbilder am Horizont und die großen Gesetzgeber, die Völkerheerführer und Zeitenfürsten, ein Moses, ein ungenannter Hoher, ein Lykurg [16], ein Solon [17] bewegen mit der Magnetnadel ihrer Gesetze die schweren Staatschiffe allmächtig den Strom der Zeit hinauf. Das Große jedoch schaue man nicht in der Menge der verbundenen, aber doch kleinen Einzelwesen, noch in der geistigen Kraft des Gesetzgebers, der freilich mit dem langen Hebelarme seine Welt leichter bewegt, aber man schaue das Große in der Macht, die Millionen Geister zu Einem Bunde berechnete und an einander schloß. Und dieses prangende All ist in jedem Geiste, der es denkt, zum zweitenmale geschaffen und im Spiegelzimmer der Geisterwelt werden die Himmel und die Welten zahllos wiederholt. — Dennoch konnte ein d'Alembert [18] das undankbare Wort ausrufen: **le malheur d'être** [19]!

39.

Der Glaube an's Fortleben.

Wo ist irgend das Vergehen? Leben und Entstehen zeigt jeder Schritt und jeder Blick. Keine Kraft stirbt unterwegs, sondern ihr Stillstand ist nur Fortdauer ihres Wiederstandes; und selber das Leblose ist nicht zu tödten, sondern verdoppelt sich blos wie eine Polype [20] durch Zertrennen und der Diamant fliegt unter dem Brennspiegel in tausend

kleinere verwandelt davon. — O wie bleibt die Erde doch mit allen ihren Vergänglichkeiten und Gräbern so lebendig! — Klage keiner, das Leben mit seiner Freude sei nur ein schnell aufbrennendes Feuerwerk nah' am Wasser mit einigem eben so flüchtigen Wiederschein der Erinnerung und wie viele Anstalten zum kurzen Glanze gemacht werden, wie viel Säulen und Bildsäulen und Gebäude zum Verkleiden des Gerüstes sind gemacht worden. Es ist ja aber Pulver genug dazu da und ein einziger lebendiger Funke entwickelt eine Feuerwelt. Warum soll die Natur mit Uebergängen geizen, da sie mit Aufgängen und Schöpfungen wuchert? Nur in den Händen des Menschen zerspringt die Leuchtkugel in Leuchtkügelchen, aber in der Natur umgekehrt das Weltchen in Welten, das Kleine ins Große und der Aetna hebt sich höher, indem er Berge aufwirft. Der Sternhimmel hebt, allmächtig erfassend das Herz am meisten empor, so ernst und ungeheuer schaut er herunter. Rücke nur so viele Tausende der Millionen Sonnen über uns dem Erdballe herum als nöthig sind, um mit ihren Glanzscheiben unser ganzes Himmelblau zu überdecken; und schaue dann hinauf und dann in dich, in dein betendes Herz. Aber was ist diese Zahl gegen jene, wo ein Herschel [21] ein halbes Jahrtausend braucht, um die Sterne blos unsers Himmels, also blos des halben zu zählen; — So viel ist des Unermeßlichen; und doch nicht zu viel für den darüber hinaus und alles in sich hineinmessenden Menschengeist. — Aber der Himmel deckt blos die Unermeßlichkeit des All, die Erde hingegen die

Unerschöpflichkeit seines Lebens auf. Unter dem Kugelregen von Weltkugeln stehen die Wasserkügelchen und Tröpfchen und wimmeln lebendig und das mikropische [22] Meer ist Lebens Wasser, aber kein todtes Meer. Wenn man so sieht, daß eine todte Thierfaser nur ein Paar Tropfen Wasser verlangt: — damit darin eine kriegende Völkerschaft größerer und kleinerer Thiere auferstehe — ja wenn man dürre Heustengelchen, eine bloße Rinde, bloße Holzkohle sich im Wasser zu jagenden, ja zu gebärenden Thieren auflösen sieht, und zuletzt, wenn sich im bloßen leeren Regentropfen allein eine Welt von fünf verschiedenen Thierarten gebiert *): so frägt sich's, wo ist denn Versiegen des Lebens denkbar mitten in der Ueberschwemmung von zahllosen Springquellen desselben, die rings um uns die Erde bedecken; und wenn man diesen Vordrang des Lebens überall arbeiten sieht, daß jedes Blatt nach Goethe sich zum Baume ausstrecken würde, hielten nicht die Mitglieder desselben es nieder **) — und wenn alles

*) Jablot fand (S. Zimmermanns geographische Geschichte der Menschheit B. 3.) 6 Arten Aufguß (Infusionthiere) im Heuaufguß, und in frischem Heu andere, als in altem, eben so viele in Austerwasser; zwanzig Arten im Aufguße der Eichenrinde. Schon Müller und Fabritius beschrieben 390 Gattungen Aufgußthiere, gleichsam eben so viele lebenvolle Nebelflecke auf der Erde.

**) Göthe's Bemerkung erweitert sich noch durch die von Darwin (S. dessen Zoonomie B. 2. S. 440), daß alle thierischen Glieder einem ungemeßnen

sich bewegt, von den Flammen an bis zu den Wellen, was kein Todtes vermöchte: so freue man sich des Lebens, des weiten breiten unaufhörlichen und dadurch des eigenen auch, und frage sich: wenn alle die kleinen Aufgußthiergeisterchen sich im kalten magern dünnen Wassertropfen ihr Leibchen und Leben erbauen und gewinnen können, wie sollt' es nicht künftig tausendmal leichter dem starken gereistern Geiste mitten unter dem Reichthum der Kräfte umher sich neue Schwingen ansetzen zum Flugkörper nach jenseits? — Wahrlich die Natur überbaut ganz anders und fruchtbringender als der Mensch, die Gräber mit Taufgebäuden Neugeborner *) und die Todten mit Tempeln der Lebens-Menge. Und wie kann alsdann ein lebendiger Menschengeist zu er-

---

Fortwuchse zustreben, aber sich den einfassenden fügen müssen. Z. B. nach Wegnahme der Haut treibt das Fleisch neues oder wildes fort; nach Wegnahme des Beinhäutchen verdicken sich die Knochen. — Swammerdam sagt in seiner Bibel der Natur, der Anfang der Ameise sei ganz so wie der zum Elephanten angelegt; nur die schwächere Kraft des Herzens lasse sie nicht zur ähnlichen Größe gelangen. — So wachsen die Meerthiere — vielleicht durch Ebenmäßigkeit der Temperatur und der Nahrung und des nachgiebigen Elements begünstigt — ins Ungeheure, so wie eben darum Thiere in der Erde zu Zwergen einrunzeln.

*) Die ersten Christen bauten ihre Baptisterien oder Taufgebäude über Gräbern.

kalten und zu erlöschen fürchten mitten im warmen leuchtenden Meere schwimmend und um ihn sonnet sich daseinsfroh die Mückenwelt? Wohnt nicht die Unsterblichkeit schon vor dem Sterben unten bei uns? — Erst durch das zahllose Leben um uns her werden uns die Sternen zu etwas und die ungeheuern Bergketten von Sonnen über uns fangen an zu grünen und in die unübersehliche in unendliche Fernen hinein gebaute Stadt des Himmels ziehen Bewohner.

40.

Feuer des Jünglings.

O es brennt überhaupt ein verzehrender Krieg im Herzen eines Jünglings zwischen seinen zweifachen Wünschen und Kräften, zu lernen und zu handeln, sich in die Wissenschaft einzugraben und sich ins helle Leben zu stürzen! — Freilich sagt man, lernen ist auch handeln; aber handeln doch auch lernen. Und jedes von beiden muß ganz und gluthvoll und mit allem feurigen Opfern geschehen.

41.

Gottheit.

Ohne eine Gottheit gibt's für den Menschen weder Zweck noch Ziel, noch Hoffnung, nur eine zitternde Zukunft, ein ewiges Bangen vor jeder Dunkelheit, und überall ein feindliches Chaos unter jedem Kunstgarten des Zufalls. Aber mit einer Gottheit ist alles wohlthuend geordnet und überall und in allen Abgründen Weisheit; und da-

her wird sie, so wie sie die ersten Verkörperungen und Behausungen nicht vom bloßen Zufalle unter die Seelen der ganzen Erde vertheilen ließ, eben so wenig die zweiten und folgenden ihn haben ordnen lassen; und so wird endlich drittens am allermeisten die ganze Masse der jahrtausendalten Menschheit ihre zweite Weltkugel, ihren neuen Hörsaal des Universums und ihren zweiten Tempel der Natur finden! — Und so laßt uns wandern und hoffen. Indessen bleibe die verschwisterte Menschengemeinde in ihrem Brüder- und Schwesterhause der Erde zusammenwohnend, bis allen endlich das Einstürzen desselben, das ihm die Jahrtausende unvermeidlich bereiten, neue Erden und Wohnungen aufdeckt im unermeßlichen Himmel, in welchen nur ein unendlicher Arm das Menschengeschlecht heben kann.

42.

Krankheiten.

Niemand spreche von Krankheiten als Strafen, da gerade das enthaltsamere weibliche Geschlecht nach langen Nerven- und Gebärleiden unendlich mehr als das männliche zu jener Gichttortur, härter und dauerhafter als die gerichtliche, zu Daumen- und Fingerschrauben, zu spanischen Stiefeln, zu Haarschnüren und Zangenzwicken [23] und zu Krummschließen verurtheilt wird.

43.

Zartheit und Heftigkeit der Weiber.

Es gibt weibliche Wesen von einer gewissen Heftigkeit bei aller Zartheit, mit einem schnellen

Fieberpuls aller Bewegungen, welcher Untergehen ankündigt; und so müssen Anstrengungen für alles Geliebte endlich in das körperlich zu dünne Flor-kleid ihrer Seele Risse machen. So sucht das Aetherische immer den Aether [24] und nichts Zartes will bei uns bleiben.

44.

Die Wohnerde als Himmelleiter zur Ewigkeit.

Die Völker lassen auf dir, runde Wohnerde die Seelen lange wie abgeschiedene Geister wandern, immer in neue Kleider gekleidet; und deine Oberfläche wäre grün und blumig genug zu kurzen Spaziergängen, aber zu einer ewigen Zirkelreise um dich, wo dein Osten und dein Westen ewig in einander schwimmen, ist kein Menschenherz gemacht; wenn nicht irgendwo auf dir eine Himmelleiter steht, die über die fernsten Sterne hinausträgt. — Aber deine Erdfälle, die uns den Himmel verdecken, erscheinen öfter als deine Anhöhen, die ihn uns entwickeln, und schon thust du dich hier und da auf dem blühenden Fußpfad auf, den schuldlose Menschen gehen.

45.

Irrthümer.

Irrthümer können auch zu Handlungen aufwachsen, darum sind sie weniger gleichgültig; die Scheiterhaufen für junge Wittwen in Ostindien und für alte Weiber in Europa und die für Anders-

glaubige in allen Welttheilen wurden von lauter anfangs schuld- und sinnlosen Meinungen zusammen getragen. Daher soll sich ein Autor bei jedem kühnen Satze vor der Allmacht fürchten, die er sich erschleichen könnte; — und doch muß man es oft darauf ankommen lassen, und wagen; — was wäre das Leben ohne Wagen? — Ja wahrlich, man wohnt in einem Gletscherthal und rund um steht alles voll von hohen und allerhöchsten Thronen voll Schneeflocken, die ein lautes Wort, ein Mauleselglöckchen zu Lauwinen [25] kugelt — am besten ist, man schießt seine Pistole ab, läßt die Donner ausrollen und reiset dann weiter.

46.

Schäfer-Lebens-Tage.

Auf dieser durchwölkten Erde gibt es nur Idyllen-Vor- und Nachmittage, und Abende und Mitternächte und nur für kleine Seelenvereine, aber keine Idyllenjahre, und Idyllenländer für stumpfe träge Hirtenvölker und für kriegführende Freundschaftinsulaner.

(47.)

48.

Geistes-Scheidung.

Das wärmste Herz, die frömmste Seele, der stärkste Geist versiegen nicht langsamer an einer Körperwunde als das bettelhafteste Ding von einem Menschen; die Scheidung zwischen sogenannten

Leib und Geist thut sich in einem Lessing so leicht ab als in einem stumpfen Ketzermacher, in einem blühenden Helden so leicht als in einer abgelebten Kreuzträgerin. Es ist daher für das leicht trotzige Menschenherz die tägliche Erinnerung an seine Hinfälligkeit durch den Schlaf eine recht heilsame Wohlthat.

49.

Schlaf.

Schlaf ist überall Lebens Amme und Säemaschine; und den längsten, tiefsten und fruchtbarsten hat der Mensch vor der Geburt (so wie immer kürzern und seichtern im Alter, wo für die Erde wenig Leben mehr nöthig ist) und gerade im neunmonatlichen Sommerschlafe des Menschen, der wie der sechs- und mehrmonatliche der Thiere, auf den Frühling des Daseins zurüstet, ist das geistigste aller Organe, das Gehirn — dieser Himmelglobus des Erdglobus der Organisazion [26]) — am größten und verhält sich zum spätern Gehirne wie 8 zu 1. — Nur Einschlafen, nicht Schlafen hat mit Sterben Aehnlichkeit; das Verdunkeln der Sinne, das Erlöschen der Bewegkräfte, das Stammeln ja das Irrereden. Aber sogleich nach diesem Ersterben fängt neues Aufleben an. Denn der Schlaf selber ist schon von der Körperseite her betrachtet blos steigendes, gesteigertes Leben, wie Pulsschlag, Verdauung, Wangenroth, Athem, und am besten seine Schlußrechnung des Morgens beweisen im ganz erneuerten Menschen. Ueberall ist der Schlaf nur die

stille Puppe, in die sich die Entfaltung einspinnt. Den längsten hat daher die stärkste Entwicklung nöthig; und wirklich erhält ihn auch der schlaftrunkne Neugeborne, den nach Hufeland [27] ein 24stündiges Wachen tödten würde. So schlafen die Puppen der Insektenwelt ihrer Beflügelung entgegen; und die Pflanzen, die nach den Abblühen alle schlaflos sind, bedecken ihre kleinen Früchte mit keinem Schlummer mehr. Und so ist doch auch der Schlaf wenigstens im tröstenden Sinne ein Vorbild des Todes.

50.

Seele-Wohnsitz im Menschen-Körper.

Der eigentliche Leib der Seele ist der Nervenbaum, dessen Krone wie die der Palme, das Gehirn, das Köstlichste des Gewächses enthält und der zu ihr von dem unten gegliederten Rückgrat als Rückenmarkstamm mit seinen Nervenzweigen aufsteigt. Der übrige Körper ist nur Borke, Treibkasten und Moos, Schmarotzerpflanze dieses wahrhaften Baums des Lebens und der Erkenntniß, welchen die Seele, die Hamadryade [28] desselben, bewohnt wie der spiritus rector [29] die Pflanze in allen Theilen. Die Nerven machen den eigentlichen innern Menschen aus, der gleichsam als Verwandter und Vermittler dem Ich am nächsten steht und ihm die Außenwelt offenbart und darstellt, und bekannt macht. Ueberhaupt nur gegen Außen herrschet die Verschiedenheit; im Innern des Menschen ist alles Eintracht und Einfachheit; Gehirn und

Rückenmark und Nerven leisten ohne besondere Uniform die verschiedenen Dienste bei der Seele, welche bald phantasiert [30], abstrahiert [31], Leidenschaften hat und die Muskeln anstrengt. So gibts nirgend so viele freundschaftliche Vikariate [32] in der Noth als im Körper: und fast alles ist darin Verzweigung nicht blos des Adersystems (der Schlag der Arterien [33] ersetzet den Schlag des Herzens); ein Lungenflügel verwaltet das Amt des verwesten Flügels, die Holader vertritt die rechte Herzkammer, die Aorta [34] die linke; und vollends die Absondergefäße und Drüsen z. B. die Milchgefäße sind in Krankheiten für einander Geschäftträger und Stellvertreter.

51.

Bewußtsein.

Bis zum Unendlichen hinauf, der nichts ist als lauter Besonnenheit, und dem nichts verborgen sein kann *), nicht einmal er sich selber, steigert sich auf unzähligen Stufen das Bewußtsein so schnell, daß dem Weisen ganze dem Wilden tief verschattete Gründe und Abgründe des Innern erleuchtet da liegen. Ach, ist es nicht ein tröstender Gedanke dieser verdeckte Reichthum in unserer Seele? Können wir nicht hoffen, daß wir unbewußt Gott vielleicht inniger lieben als wir wissen und das ein stiller Instinkt für die zweite Welt in uns

*) Gäb' es ein Absolut (unbedingt) Verborgenes: so wäre dieß der Herr des All.

arbeite, indeß wir bewußt uns so sehr der äußern Welt übergeben? Vielleicht kommen daher manche Rührung, manche innere schnelle Freudigkeit, deren Grund wir nicht errathen. — Und wie wohl thut es, daß wir an allen Nebenmenschen, auch unscheinbaren, das zu achten haben, was Gott allein kennt.

52.

Für Religion und Unsterblichkeit.

Auf ächte Religion des Herzens, und auf Unsterblichkeit, womit jene ja anfängt und schließt, führt uns leicht alles, der Sternenhimmel, das Abendroth, ja das Abendgeläute, jede Rührung, vielleicht mancher Schmerz.

53.

Seligkeit des Gottgläubigen.

Wie ganz anders sieht ein Geist die blühende Natur an, der mit ihr und hinter ihr fortzublühen glaubt, als einer, der als ein ewiges Skelet auf ihr zu bleiben fürchtet und dem sie jetzo selber eines dadurch wird, so wie der Gottunglaubige eine viel unbelebtere Welt erblickt als der Gottglaubige, dessen Inneres eine fortgehende Entzückung ist. — Große Gegenstände des Lebens gehen vor ihm vorüber, denn im Menschen stehen nie erhabene Gefühle einsam, so wenig wie Berge, sondern sie verbinden sich wie Gebirgketten. Er weiß es sich ordentlich recht lebhaft vorzustellen, wie in dem Zeit-

punkt, wo die Seele ihren organischen Zepter niederlegt, ihr nur die bisher beherrschte niedere Welt von Kräften entweiche, sie aber in ihrem ungetrübten Reichthum zurücklasse, und wie die Regentin nicht darum untergehe, weil ihre Diener von ihr abfallen.

Aus dem zweiten Theile.

54.

Unsterblichkeit.

Fromme, gute Menschen sind gewiß ohne alle Untersuchungen ganz ihrer Unsterblichkeit versichert blos durch ihren Glauben an Gott, zu dem sie beten. Und obschon alle philosophischen Beweise von der Unabhängigkeit der Seele vom Körper sehr angenehm sind, so weit man sie versteht: so kommt doch zuletzt alles auf eine Gottheit an, die uns unsterblich macht und das Herz soll ganz auf seinen Gott vertrauen. Ja, so ist's. Er, er mit seiner Wahrheit, mit seiner Liebe, mit seiner Heiligkeit redet unser Herz an und sagt: Du kannst nicht vergehen. — Allerdings könnte sogar freilich der Gottläugner ein zweites Leben aus den Gründen ohne Gott annehmen, nach welchen ja ohne ihn schon ein erstes da ist. Aber zum Glück wird uns das Grausen vor einer einsamen vaterlosen Unsterblichkeit erspart, worin eine lange Ewigkeit und ein breites tiefes Chaos [35] vor uns lägen, welche gerade hinreichten, alle Höllen zu vervielfachen und zu vertiefen; denn ohne einen ordnenden Geist ist ein Himmel nur die Ausnahme und die regellosen Höllen sind die Regel und das Chaos wäre der

Urteufel und Allherr. — Ohne einen Gott gäb' es für alle Geister nur Einsamkeit und zwar eine gräßlichere als jede jetzige ist. Die Seelenwüste der Einsamkeit gleicht den großen Wüsten, wo die Gegenstände nicht feststehen, sondern schwimmend aufwallen und Schilf zum Wald und Menschen zu Riesen aufschwellen. Wollte man sich die Unsterblichkeit aus der Erdschöpfung wegdenken; so stünde vor dem Unendlichen ein ewiges unaufhörliches Geisterverstäuben, ein Aufflattern und Einsinken von Seelen, deren Sekunden-Glück, Tugend und Erkenntniß Eines kleinsten Augenblicks dem Alliebenden und dem Allheiligen und Ewigen kein Zweck sein könnte, so wie nicht einmal für uns Eintagmücken Terzienfliegen, welche blos einen Augenblick lang froh und fromm und weise lebten und stets im zweiten zersprängen, zerstäubten, nicht der Betrachtung geschweige des Erschaffens würdig vorkämen.

55.

Moralische Schönheit.

Nur er, der Allerheiligste — keine Nothwendigkeit des Verhältnisses, kein Chaos des Zufalls — konnte jenen geistig-organischen Bildungtrieb in uns legen, der den innern Menschen zur moralischen Schönheit entwickelt; eine Ueberschattung durch seinen heiligen Geist, damit göttliche Ebenbilder hervorgehen, die aber freilich, da der Endliche vom Unendlichen überall unendlich, nicht endlich absteht, nur Tugenden, anstatt der Tugend haben. Diese

ist der schöne Gliederbau moralischer Schönheit des ganzen innern Menschen. Hat sich nun der Mensch allmählig entwickelt zu einem moralischen Kunstwerk: so erscheint der Tod und zerschlägt die Antike [36]. So malt die Gottheit von Jahrtausend zu Jahrtausend ihr Ebenbild in die Millionen Geister-Seifenblasen, damit diese sammt dem Bilde nach einigen Minuten auf immer ausgelöscht werden — die moralische Vollkommenheit kennt nur ihre Unaufhörlichkeit, so unabhängig und unbefriedigt von der Zeit, daß sie sogar Ewigkeit bedarf.

56.

Vollendung des Menschen im Jenseits.

Der höhere Mensch vertraut darauf, daß er in einer höhern Zeit hinter der hiesigen sein moralisches Stückwerk zu einem Ganzen und Kunstwerk ausarbeiten könne: denn wahrlich die schönsten Seelen können im wilden Wetter des Lebens sich und andern nur stückweise und zerrissen erscheinen; sie sind Feuerwerke im Regen gegeben, die schönste Zusammenreihung brennt mit zerrissenen Gliedern ab, die hohen Namen verlieren Buchstaben und kein Ganzes leuchtet im Himmel.

57.

Ueber die Fortdauer nach dem Tode.

Nicht der Verlust einer Belohnung — denn Tugend kann so wenig belohnt werden, als Glückseligkeit, am wenigsten mit dieser selber — sondern

der Verlust ihrer Fortdauer ist dem guten Herzen das Schreckliche, das mit seinen schönsten Bestrebungen und Genüssen unter dem aufgehobenen Opferbeil der Vernichtung schlagen, klopfen und zagen muß. Und endlich verschwindet vor ihr alles Höchste, nicht blos Tugend, nicht blos die Endlichkeit, sondern sogar der Unendliche.

58.

Würdigung des Menschen durch Gott.

Wahrlich, der Unendliche, der das ganze Innen und Zeit-Außen eines Menschenlebens, das unsichtbare Bäumchen im Kerne durch die ganze Geschichte seiner einwirkenden Erden, Lüfte, Sonnenstrahlen und Regentropfen vollendet kennt, wird ganz anders, ganz milder als ein engsüchtiger Theolog [37] die Früchte des Gewächses würdigen, dem vom ganzen tiefen Innern und weiten historischen Außen des Menschen nur ein augenblickliches herausgeschnittenes Probestückchen vorkommt. Der Kampf zwischen Du und Ich, der alle menschliche Blicke verfälscht, fällt auch bei den göttlichen hinweg.

59.

Die Tugend belohnt sich selbst.

Da Tugend ihr eigner Lohn ist: so würde für diese weiß glänzende Götter-Statue die Zuthat irgend einer Nebenglückseligkeit nichts weiter sein, als das Farbenanstreichen einer Götter-Statue. — Aber wahrlich, es ist an uns Menschen überhaupt nicht viel zu belohnen. Unser Bischen Gutsein ist so

windstoßweise — so ein Sonntaganhang an die Geschäftwoche — so unterwegs und verpackt in hundert andere Bestrebungen und Wünsche und so wechselnd an Grad und Auswahl, daß niemand für einige Stunden und parzielle [38] Sonnenunfinsternisse seiner Moralität einen ewigen Himmel verlangen kann. Bei den meisten hat ohnehin die Tugend nur Durchganggerechtigkeit. Die Menschen sind überhaupt, wenn sie sich auch noch so sehr durch moralisches Glänzen von einander abzusondern glauben, nicht anders verschieden wie nach der neuern Sternkunde die Sonnen, Planeten und Monde einander ähnlich sind und sich nur im Grade unterscheiden.

60.

Thatkraft des Lebens.

Eine einzige große That des Herzens nimmt, wie ein helles, stilles Meer, den ganzen Himmel über uns, und nimmt ihn in seiner Größe in sich auf; eine einzige That gilt einem Leben gleich und zeigt die Kraft.

61.

Die Fülle der Erdenfreuden und Erdenschmerzen.

Zwei Erscheinungen stehen hart an und wider einander, die Fülle der Erdenfreuden, die aus der Fülle der unendlichen Liebe rinnt, und die Fülle der Erdenschmerzen, welche die irdische als Räthsel trübt, dessen Auflösung nicht sie selber gibt. Wer

einen einzigen Frühling erlebt hat — und alle Länder haben einen, ja in manchen hört er gar nicht auf — oder wer eine Kindheit und Jugend durchflogen mit allen ihren Morgenröthen und Regenbogen, der kann nur in der unseligen Verblendung zu einem Jammerthal sich ein Tempethal perspektivisch umstellen. Der Allheilige hat durch die ganze Schöpfung alles für die Glückseligkeit — die man daher loben und wünschen darf — gethan und noch mehr als für die Sittlichkeit, deren hohen Sonnenumlauf, so wie die Ausgleichung der Störungen er mehr unserer Freiheit überließ; und selber das kleinste Thierchen war ihm nicht zu geringfügig winzig für die Freude, welche das einzige ist, was alle Wesen, höchste und niedrigste, theilen und was aus der untersten Stufe hinaufreicht bis sogar zum Schöpfer selber. Das Leben der Thiere (also des größten Theils der Schöpfung) ist ein ewiger Hin- und Hergang zwischen Speisetisch und Ruhestätte, und Spielplatz und Jungen-Neste und vorausgenießender Jagd-Begierde; denn das Thier kennt, glücklicher als der Mensch, keine gefürchtete Zukunft, nur eine gehoffte durch Begierde; und der Tod ist ihm daher — wenigstens aus dem Bezirke quälender Menschen — noch weniger als uns ein Sterben im tiefsten Schlaf. — Die neuere Theologie behängt alles, vom innern Menschen an bis zum Tempel der Natur mit Trauerlampen und nur ein sonnenhelles, aber weit entrücktes Plätzchen der ganzen Schöpfung bleibt übrig, das Paradies. Wie erquickend für das Gottliebende Herz macht dagegen der durchschneidende Denker Her-

bart [39], der die sinnlichen Erscheinungen so oft zerdenkt, die teleologische [40] Bemerkung *), daß die edleren Thiere blos auf der Oberfläche für die Schönheit durch die Symmetrie [41] ihrer Glieder gebaut dastehen, indeß ihre zugedeckte Innenseite ohne alle symmetrischen Reize der rechten und linken Seite blos dem Nutzen dienstbar ist und daß dies aus keinem Mechanismus [42] der Nothwendigkeit, sondern blos aus der Endabsicht des unendlichen Geistes, mit Schönheit zu erfreuen sich erklären lasse.

62.

Gottes Alliebe in der Glückseligkeit.

Der große Geist hat die Foderung der Glückseligkeit dadurch selber geheiligt, daß er alles für sie gethan. Wir dürfen daher sagen, so wie er kein unmoralisches Wesen, eben so wenig darf er ein unglückliches schaffen; und obwol nicht zu irgend einer Freudenfülle, deren unbestimmtes Maß schon sich mit keiner Nothwendigkeit vertrüge, aber zur Schmerzenlosigkeit hat jedes Geschöpf ein Recht, in so fern nicht ein Leiden entweder Arzenei voriger Freude oder Nährmittel künftiger ist, and . r Schmerz hätte als solcher an sich keinen Werth und gegen außen wär' er nur Grausamkeit oder Rache. — Was nun für alle Wesen gilt, dies gilt auch für das tiefste so gut wie für das erhabenste, ja noch

*) Herbarts Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. S. 221.

weit mehr; und der Wurm an der Angel war nicht blos für die Angel erschaffen oder für den Vortheil der Fischesser. Kein Wesen kann auf seine ewigen Kosten zum breitgequetschten Unterbau des vollsten Lustschlosses für das ganze All da liegen und es würde das übrige All als seinen Schuldner und Räuber anklagen. Nur frage man unter der Regierung des Allgütigen nicht, wer gibt uns denn das Recht zu so entschiedener Abweisung eines freudenlosen Daseins? Er ja allein und zuerst durch die Sternensaat seiner Gaben, die das All zu einer silbernen Blumenau des Frühlingmorgens und zu einem goldnen Fruchtgarten des Herbstabendes macht. Aber er that noch etwas hinzu zu diesem Recht, nämlich das Mitleiden, das er mit fremden Schmerzen in jede Brust einsetzte und durch das er zum zweiten Male seine Liebe zum Glücklichwerden aussprach. Alles Erhabene, z. B. die Wahrheit, hat die Freude im Gefolge; und sogar das Erhabenste, die Tugend, ist die Freundin der Glückseligkeit und nimmt von ihr den zweiten Lohn außer ihrem eigenen an.

63.

Des Menschen unstillbare Sehnsucht nach dem unbekannten Lande.

Gott ist voll Liebe, aber die Welt ist voll Schmerz; und er sieht ihn zucken von Erdgürtel zu Erdgürtel, von Jahrtausend zu Jahrtausend. Man kann sich's zuweilen ausmalen, ohne es aber lange aushalten zu können, welche ungeheuere Welt-

hölle voll Menschen=Qualen in jedem Augenblicke vor dem Alliebenden aufgethan ist, wenn er auf einmal alle die Schlachtfelder der Erde mit ihren zerstückelten Menschen überschaut — und alle die Kranken= und Sterbezimmer voll Gestöhn und Erblassen und Händeringen — und die Folterkammern, worin verrenkt wird — und die angezündeten Städte und alle die Selbstmörder hintereinander mit den unsäglichen Qualen, die sie in den Tod treiben. — — Nein, das menschliche Auge kann nicht mit hinblicken; es muß über den Erdball hinaus schauen, damit es wieder seine Wunden stille, wenn es sieht, daß nach allen scharfen Schlägen des Schicksals nicht auf immer zerschmetternder der letzte ist. Oder hielte eine Seele den Gedanken aus, daß das Opferbeil, nachdem dessen Schneide eine Ader nach der andern an unschuldigen Leben geöffnet, in der letzten Minute sich umkehre, die stumpfe breite Seite vorkehre zum Todesschlage auf ewig? — Und der, vor welchem die Millionen Paradiese durch die zahllosen Welten offen hinliegen, sollte keines zu öffnen haben für ein jahrelang gequältes Wesen, das schuldlos aus dem gemeinschaftlichen Paradiese vertrieben außen an dessen Schwelle verschmachten und verdorren mußte? — O nein! Es hebt sich im Menschen eine wunderbare Inwelt, aber nicht empor, sondern nur als ein Nebenplanet der grellen Sinnenwelt, auf welche sie weniger Sonnen= als Mondschein wirft. Wir sehen aus dem Schiffe wie durch eine Meertiefe unten an einem gewölbten Himmel in eine von unten heraufkommende steigende Glückseligen=Insel. — Wir entdecken Land unter, nicht

vor uns, und unser Sehnen hinab, in diese Unterwelt, wächst unendlich; das verworrene hölzerne finstre Gerümpel unsers Erdenschiff's wird uns drückend gegen das helle Land unten. Diese tiefe, aber unstillbare Sehnsucht — dieses beinahe quälende seltsame Heimweh nicht nach einem alten verlassenen, sondern nach einem unbetretenen Lande — stößt uns wider Erwarten gerade nicht in Leiden an, sondern in unsern Freuden und zwar nur in Freuden einer gewissen Art. Die Genüsse der Speise, des Tranks, des Wärme- und Erfrischunggefühls, der Bewegung und der Ruhe fodern über ihrem höchsten Grade nichts hinaus, keine Steigerung ins Weite, umgekehrt ein Zurücksteigen ins Enge. Aber vom Genusse des Mondscheins und des Sonnenglanzes und der Abendröthe an bis hinauf zum Erhabenen der Gebirge und der Künste und bis zum Hingeben und Sterben in unendlicher Liebe und bis zu den Wonnethränen vor Rührung regiert die Sehnsucht nach etwas Höhern und das überfließende Herz fließt über und wird doch nicht gefüllt. So gleicht denn im Genusse das Herz dem Zugvogel, welcher obwol im warmen Zimmer aufbewahrt, doch zur Zeit, wo andere Vögel in die schönen warmen Länder ziehen, sich ihnen nachsehnt und davon fliegen will. — Dieses Innere der menschlichen Natur fängt besonders vor einer Kunst wach und laut zu werden an, deren Eigenthümlichkeit und Auszeichnung vor jeder andern Kunst noch nicht recht erkannt wird; das ist, vor der Tonkunst. Warum vergißt man darüber, daß die Musik freudige und traurige Empfindungen verdoppelt, ja sogar selber erzeugt — daß die See-

le sich in die Reize ihrer Tongebäude wie in Tempel verliert — daß sie allmächtiger und gewaltsamer als jede Kunst uns zwischen Freude und Schmerz ohne Uebergänge in Augenblicken hin und her stürzt? — Ihre Kraft des Heimwehs, nicht ein Heimweh nach einem alten verlassenen Lande, sondern nach einem unbetretenen, nicht nach einer Vergangenheit, sondern nach einer Zukunft. Dieses Heimweh, das sie für zärtere Seelen in alle ihre andern Wirkungen der Entzückung wie der Trauer mischt, und das eben aus ihr alle unmoralischen als Mißtöne und alles Unreine ausschließt, drückt sich aus durch den Seufzer, den sowol der Glückliche als der Traurige ohne Rücksicht auf eine Vergangenheit, aber voll einer unaussprechlichen Zukunft bei den Tönen holt. Nicht erst die Aufeinanderfolge oder Melodie, sondern sogar der einzelne Ton — lange fortgezogen besonders als Dreiklang gehoben — fährt tief in die Nacht unserer Inwelt ein, und weckt darin ein Klagen; daher kommt die Thränengewalt des langsam einsikernden Adagio statt des überrauschenden Platzregens des Presto, wiewohl sogar das lustige Presto einen Schmerz im Hinterhalte hegt. Daher bei den meisten Völkern (z. B. Griechen, Neaplern, Russen) die Volkslieder in Molltönen sowohl jauchzen als jammern. — Warum aber gerade die Musik unter allen Künsten unserm Innern so vor- oder vielmehr nachtöne, das ist aus den Zahlen ihrer Bewegungen nicht erklärlich, liegt noch in der unbekannten Tiefe des Menschengeistes.

64.

Instinkt [13].

Welcher Unterschied zwischen dem bloßen Instinkt der Thiere und jenem Bauriß einer künftigen Welt im Menschen! Der Thierinstinkt spricht seine prophetischen Verheissungen und Foderungen in nächtlicher Unbestimmtheit aus und zieht und schiebt mit unsichtbaren Händen im Finstern ans Ziel; so wirkt z. B. der Trieb zum Nestmachen oder zum Futtersammeln für die Insektenbrut mit schweigender Gewalt für die ungekannte ungeborne Nachkommenschaft; der thierische Instinkt hat mehr Fühlfäden, der menschliche mehr Fühlhörner. Hingegen im Menschen fängt der Instinkt der Ewigkeit seine Erfüllung schon in der Zeit hier an, indem er der Hoffnung und der Sehnsucht das nennt, was er entwickelt. Unsere heiligsten Güter sind ja schon die Anfänge der Seligkeit nach der wir schmachten; und obgleich das Reich unsers Herzens nur als ein bunter farbenreicher Wolkenklumpe tief am Horizonte auf der Erde liegt, der den irdischen Tagen keine Heiterkeit ansagt *), so ist er doch der Anfang des Regenbogens, der über die schmutzige dunkle Erde mit Glanzfarben als eine Pforte des

*) Bekanntlich bedeutet das bunte Wolkenstückchen am Horizont die sogenannte Wassergalle Regenwetter; ein ganz glänzender Regenbogen hingegen, der nach langer Nässe erscheint, verkündet schöne Tage.

ewigen Friedens durch den Himmel fliegt und der Zukunft lauter Sonne verspricht. In der uralten Vergleichung der Entwicklungen des Schmetterlings und der Psyche [44] wohnen mehre Wahrheiten als man darin sucht; denn in der Raupe findet der Instinkt schon den Bauriß der Zukunft, den er auszuarbeiten hat. Schon in der Raupe liegt nach Swammerdam [45] die Puppe vorbereitet und diese schließt wieder den Schmetterling mit seinen zusammengelegten Flügeln und Fühlhörnern ein; und nun arbeitet und drängt diese bleiche eingesperrte Gestalt sich durch Absprengen von Häuten, durch das bänglichte Einspinnen in neue Banden und Einmauern in einen starren Puppen-Kerker und endlich durch das Durchbrechen desselben in die Freiheit hinaus, um in den Lüften fern vom dicken Blätterkraut nur über Blumen zu wogen ohne einen Raupenmagen — ohne Kriechfüße — nur um Honig und Liebe schwebend — Ach! wie sprechen diese Aehnlichkeiten die Wünsche unsrer Psyche an — wie er unter seiner Entpuppung, will sie gern den Tropfen Blut vergießen, um entpuppt zu werden und auf einmal die schlaffen Flügel breit, weit und straff auszuspannen; denn wie er hat sie mit tausend Leiden an ihrer Entfaltung gearbeitet und Hunger und Schmerzen erlitten. Gar zu hart und widersprechend wär' es, wenn nun der in die schmutzige Larve eingekerkerte Schmetterling nach allem schmerzhaften Hautabsprengen, engen Einwindeln und Greisen-Erstarren in einer kaum regen Puppe zuletzt nichts herauskäme oder eigentlich nichts darin bliebe als ein verfaulter Schmetterling im han-

genden Puppensarg? — Aber die Menschen glauben alles dies leicht, wider die Gottheit alles leichter als für sie — ein ganzer Lebenlauf voll göttlichem Sonnenschein löscht Ein Wolkentag aus, also noch leichter die kurze dunkle Sterbestunde die lange lichte Zukunft. Wir leben freilich in einer wunderbaren Nacht des Daseins und die Ahnung ist unser Mondschein; aber setzt denn dieser keine Sonne voraus?

65.

Gottes unendliche Güte.

Die Natur, welche die Erde mit Ernten erhält, erquickt, ist nur ein zu mattes Bild der ewig und alles gebenden Gottheit, welcher die Zeit zu enge ist für ihre Gaben und nur die Ewigkeit mit ihren unermeßlichen Todtenreichen weit genug und deren Geschenke Verheissungen sind und deren Verheissungen Geschenke. Ein Gedanke voll Himmel, wie das Meer der Seligen immer weiter wächst und höher schwillt und überall glänzet unter dem Auge der göttlichen Liebe.

66.

Das Kleid eines Verstorbenen.

Das Kleid eines Verstorbenen ist reich besetzt aber mit Perlen von anderem Wasser, und ist gefärbt aber mit lauter Farbenspektris [46] der Vergangenheit.

67.

Unüberwindlichkeit des Geistes.

Wenn von äußerer feindlicher Gewalt die körperlichen Außenwerke, ja die ganze Festung, erobert sind: so ist darum noch nicht der Geist überwunden; er zieht sich, wie in ein Allerheiligstes, in die Burg des Gehirns zurück, in den höhern Nervenkörper, wovon der äußere nur die Mauer und Befestigung ist. Auch der Wahnsinn muß der Seele eine uneroberte lichte Nervenstelle lassen, wie die vernünftigen Träume und vernünftigen Sterbeaugenblicke der Wahnsinnigen beweisen. Und so häuft alles Nervenlicht sich im Innersten unsers Wesens an und macht das letzte Kleid des Ichs wie auf einem Tabor glänzend.

68.

Widerstand.

Bei Menschen von großer Gefälligkeit und Liebe ist ein kleiner Widerstand blos die Hülle eines stärkern.

69.

Das Bild der Liebe.

Nein, eine Geliebte verliert nie das Ebenbild ihres Geliebten, denn es wohnt in ihrem Herzen und in keinem Sarge.

70.

Trauerschmerzen.

Man soll alles, was man nur von Macht der Klarheit und des Verstandes besitzt, aufbieten, um die unsinnigen grundlosen Trauerschmerzen abzuwehren oder zu schwächen, welche uns eine kalte todte Niederlage von Knochen, Häuten, Säften, Fasern und Muskeln gibt als wären sie eine lebendige Seele — und nun gar das dumme Todtenhemde — und nun vollends den bunten Verwestrog und Schluß-Erdenkäfig, den man Sarg nennt — und endlich die herausgestoßne Maulwurferde, die man über den Käfig schlichtet unter dem Namen Grab. So gebiete man doch der taschenspielerischen Phantasie, daß sie den scheidenden Geist so gut von dem Körper absondert als von dem Zimmer, das er verläßt. Thue man ihr doch mehr Einhalt als das Volk, das weit heftiger trauert bei dem Begraben als bei dem Sterben, am Grabe als am Sterbebette; da er doch eigentlich auf diesem uns verläßt, wenn Aug' und Stimme brechen. Nein, fern sei dem Manne die sinnlose Gottesackerscheu und der Jammer über das Seelenlose und die Trauer über den Bodensatz und den Niederschlag des Menschen — dann werden die Schmerzen der Leidtragenden milder werden; denn gerade jenes Sinnliche des Todten zertritt mit Gewalt das Herz, so wie ein angeschauter Feind mit seiner körperlichen Aeußerlichkeit viel heftiger aufregt als ein gedachter mit allen seinen Handlungen.

71.

Wo liegt denn eigentlich das Grab eines Menschen? —

In Konstantinopel, wenn der Kopf da liegt, der einem Griechen in Morea abgenommen worden? — Oder in Grenoble, wenn das Herz einem Gretry [47] angehört, — und durch einen Prozeß endlich erstritten worden? — Oder in drei verschiedenen Kirchen, wenn man wie sonst ein Erzherzog von Oesterreich, mit Herz und Zunge in die Lorettokapelle bei der Hofkirche zu den Augustinern, mit den Eingeweiden und Augen in die h. Stephanskirche und mit dem Rumpfe in die Gruft bei den Kapuzinern beigesetzt würde?

72.

Erinnerung an Verstorbene.

Die beste Reliquie als Andenken an geliebte Verstorbene ist ein Alltag- oder Arbeitkleid desselben, worin man ihn mit kleiner poetischen Optik [48] noch die Mühseligkeiten des Lebens durchmachen, Jahre lang sich abarbeiten und sich froh und anders bewegen lassen kann. Zum Ueberfluß kann man neben dem Wochenrock noch sein schönes Feierkleid hinhängen, worin das arme Wesen gewöhnlich einmal recht freudig war und sich im Freudenrausche manche Hoffnungen machte, ja worin es sogar etwas stolzierte und heruntersah. — Höchstens kann man noch vor der Beerdigung vom Kopfe selber eine Locke für das Gefühl, sogar der Finger, abschneiden. — Ob man schon diesem Allen Recht

geben muß, so haben aber doch auch die Empfindungen Recht. — Allerdings sollte jede kräftige Seele sich gegen den Anblick des Todes im Körper und gegen die verwundenden Angriffe theuerer Ueberreste; und gegen Särge und Gräber als fremdartiger gleichgültiger Behältnisse von Behältnissen, ohne den längst entflohenen Bewohner, mit Gewalt verhärten und verpanzern und gerade zu sich sagen: vergöttere das Gebäck aus irdischen Stoffen nicht durch dein Betrauern; geh unbewegt durch die Kirchhöfe; die andere Welt ist der Allerseelen Kirchhof um das All, die Kirche der Seelen, nur lauter lebendiger. Ja so ist's — und schöner und weniger stürmisch wie das Dahinziehen unserer Geliebten beweinen wir, wenn wir unsre Augen männlich von holen Schreckbildern wegkehrten. — Aber die Empfindungen, sagte man zuvor, haben auch Recht. Das Gesicht ist eigentlich für uns der Mensch, das Auge und die Stimme sind der innere Mensch, oder die einzige Menschwerdung des verborgenen Geistes. Wir wandeln eigentlich unter unsichtbaren Geliebten — denn wir lieben Geister — aber durch eine göttliche Vorherbestimmung und Nöthigung ist die Stimme ein geistiges Sprachrohr aus der Geisterhöhe und der Blick des Auges eine luftige zarte Geisterscheinung. Das Angesicht mit seinen Farben und Bewegungen ist nur das vergrößerte Augenbild. Und so lieben und genießen wir das fremde Herz nur im Wiedersehen und Wiederhall. Bricht das Auge, bricht die Stimme unsers theuern Menschen: so ist uns noch immer nicht die ganze Seele gestorben, sondern sie ist nur blind und

stumm und das Angesicht lebt, obwol bleich, mit allem seinen geliebten Wiederscheine der Seele und der Vergangenheit noch fort. Daher sucht nun der weinende Mensch noch die kurze Zwischenzeit, die ihm die Verwesung zum Selbsttäuschen gönnt, — das entseelte Bild des Geliebten fortzulieben und fortzubesitzen, als wär' es noch das beseelte. — Aber immer bleibt folgendes richtig: man bringe in den ohnehin so mächtigen Schmerz über das Scheiden der Geliebten nicht noch einen träumerischen über das Scheiden der Hülle. Nur das entflohene Herz werde betrauert, nicht das zurückgebliebene in der Brusthöle.

73.

Gedächtniß.

Bleiben die Blumen der Kindheit im Gedächtniß sogar bis ins kalte Alter noch unverwelkt und lebendig, indeß der Gr[illegible]s die Saat der spätern Jahre um sich verdorrt erblickt: so wird dieses Immergrün nicht durch den weichen Boden des Gehirns erhalten, der ja nicht in den verhärteten des Alters mit hinüber rücken kann, sondern im kindlichen hungrigen empfänglichen unbesetzten Geiste voll Adams Erde schlugen alle Empfindungen die Wurzeln tiefer und weiterlaufend. In spätern Jahren fehlt das ursprüngliche Interesse; allein ein Interesse kann doch nur der Geist, nicht ein Körper haben. Aber ist das Erinnern und Heraufholen untergesunkener Zeiten aus dem Meerboden der Vergessenheit nicht ein Beweis, daß es gleichsam

noch ein ätherisches zweites Gehirn gibt, das blos vom schweren drückenden des Tags befreit zu sein braucht, damit es den feinen ätherischen Anregungen des Geistes folgsam sich bequeme? Und nun zuletzt jene damit verwandte Erscheinungen, wenn kurz vor dem Sterben wie dem Wahnsinnigen die Vernunft, so dem Kranken das Jahre lang eingesunkne Reich des Gedächtnisses wiederkehrt und nachblüht! — Löset sich nicht der absterbende Körper mit seiner dicken steifen Borke von einem beweglichern Aetherleibe ab, der sich beweglich nach den Anstrengungen des Geistes bequemt?

Aus der Nacherinnerung.

74.

Der dreifache Glaube.

Ein dreifacher Glaube vereinigt beinahe alle Völker, der an einen Gott, eine Sittlichkeit und an eine Unsterblichkeit. In welchen Formen und Unformen er auch nach Ländern und Zeiten erscheine, er verläßt als Wegweiser und Tröster wenigstens die ungebildeten Völker auf dem Wege zu ihrer Bildung nicht. — Wenigstens ein Elysium, wenn auch nicht ein Tartarus [49], legen und bauen sich alle an; und sogar die ältern Juden ließen von beiden einen Schatten im eigentlichen Sinne zu, nämlich ein dunkles Schattenreich. — Erst später, als die Reflexion [50] mit ihren Scheidewassern —

die nicht wie andere Wasser setzen und gebären, sondern idealistisch [51] nicht einmal die gegenwärtige Welt bestehen lassen — angriff, kam auch der jüngste Tag der zukünftigen, ordentlich als ob der Geist sein inneres Leben nur steigere, um äußeres unscheinbar und durchsichtig zu machen. — Die vornehmen Römer, wie Cäsar und andere Thatenmenschen, glaubten und brauchten kein Leben nach dem Tode, weil sie ihres in das große des Staates verschmelzten und ihr unsterblicher Name im unsterblichen Reiche ihnen ihr Ich wurde. — Endlich die letzte Klasse dieser Selbermörder ihrer Zukunft besteht aus Welt- und Lebemenschen, welche im Kellerdunst und Küchendampfe der Sinnlichkeit ihr Herz ersticken und sich die Weite und Höhe verfinstern, und verdient nur eine beiläufige Erwähnung. — Die unverdorbenen kräftigen Völker fühlten sich ringsum von Leben umfangen und verlebten im weiten Leben ihr kleines; sogar der sprachlose Baum und die dahin fliehende Quelle und der erstarrte Fels lebten vor ihnen beseelt. Auch der Schlaf war ihnen weniger ein Bild des Todes als der Vorhang eines geistigen Lebens durch Träume, in welchen sie mit Göttern und Abgeschiedenen umgingen, ja als unbeleibte Seelen, wie die nordamerikanischen Wilden, in die Ferne verreisten. Aber sie haben Recht, käme auch kein einziger Traum in den Schlaf. Denn gibt es eine lebendigere Auferstehung als die tägliche der Psyche [52]? —

75.

Unsterblichkeits-Gedanke.

Der Gedanke der Unsterblichkeit ist ein leuchtendes Meer, wo der, der sich darin badet, von lauter Sternen umgeben ist. — Das Ob der Unsterblichkeit leidet bei dem Wie derselben.

76.

Gott in uns.

Wie auch Metaphysik [53] und Geschichte die Welträthsel aufthürmen — eigenes und fremdes Leben und alle Meinungen — und die Finsternächte über ein unbegreifliches zweites Dasein, das gegen ein irdisches sich in gar keine Gleichung bringen läßt, so wenig als das Unglück ganzer Völker oder die Bestimmung der tiefern Thiererzeugungen: so hält doch die feste und helle Ueberzeugung eines unendlichen Geistes, eines Gottes, wie ihn Gewissen und Natur verkündigen und beschwören, oder eigentlich zurückspiegeln, das Uebergewicht gegen alles. Glaubt oder habt nur eine Gottheit recht: so löset sich alles; vor dem menschlichen Verstande entwickelt sich der unendliche. — Wir haben nichts so gewiß in uns als Gott; und alles Aeußere verstehen wir nur durch ihn. Er allein erscheint uns in der sittlichen Schönheit und Wahrheit; und unser Ich erscheint nur an Ihm. Man kann leicht in den Händen dessen sein, der Welten trägt und schuf — und der dem Insekte sogar die Freude so sorgfältig bereitet, als wäre er dessen kleiner Vater. Gott ist doch auch eine Idee, wie die andern. Warum Er?

Weil er uns keine Eigenschaft, sondern ein Atlas und Träger des All oder unsers ganzen Gedankenhimmels ist. Von ihm geht alles aus, zu ihm alles zurück; zugleich Wasserfall und Springbrunnen der Ideen.

77.

Gott ist über alle Gleichnisse erhaben.

Für Gott gibt es kein Gleichniß als ihn selber; denn alle Gleichnisse hat er ja gemacht und alles Endliche ist ja kleiner als das Unendliche; und wenn unsere Empfindungen bei irgend etwas Endlichem erweckt werden sollen zur Verstärkung des Gedankens an ihn; so wird das Große durch das Kleine gehoben. Vor ihm verkleinert und verengt sich alles; wie sollte es den Größten vergrößern?

78.

Die heiligen Drei der Religion.

Gott, Unsterblichkeit und Moralität [54], die heiligen Drei der Religion — die Dreieinigkeit unsrer innern Gottheit — drei Himmel — ihre Widerspiele drei Parzen [55].

79.

Gott ist unerforschlich.

Ihr wollt den Unendlichen bei seiner Ewigkeit und Unermeßlichkeit aus ein Paar Weisheitproben eures Lebens erkennen? Wißt ihr nicht, daß das Wasser, das ihr aus dem blauen Meer, oder die

Luft, die ihr aus der blauen Atmosphäre [56] schöpft, nichts von dieser blauen Farbe haben kann?

80.

Wo muß man Gott suchen?

Gott müßt ihr im Herzen suchen und finden. Außer euch könnt ihr ihn nicht sehen, sondern nur wiedersehen in der naturhistorischen Offenbarung. Die andere historische und mündliche Offenbarung setzt das ganze Verständniß voraus und ihr würdet nicht einmal das Unbegreifbare ohne ein Begriffenes annehmen. Und wäre denn auch ein ewiges Leben ohne einen Gott, dem wir näher kommen? Welche emporgestiegene Wesen wir auch fänden, wir würden immer ihren Mittelpunkt und Vater missen. — Ein unendliches Herz ist jedem endlichen nöthig.

81.

Freude.

Wir hoffen auf Freude — und warum? Weil wir Gottes Güte kennen; wie Alles zur Freude eingerichtet ist. Er gab uns die Liebe; und sogar dem Thiere mehr Liebe als Haß.

82.

Die zwei Triebe im Menschen.

Gott hat in jeden die beiden Triebe gelegt, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Da er jedem Wesen Liebe gegeben und da Liebe beglücken

will: so hat er jedem den Trieb mitgetheilt, fremdes Glück auszubreiten.

83.

Freude.

Die Freude verträgt sich mit allem Guten und begleitet sogar die heiligsten Zustände — ist der Sternhimmel der überall und über Alle steht. — Der Paradies-Erdenklos, woraus Adam und alles gemacht wird — außerdem wäre Leben ein Stoppelfeld ohne vorhergehende Aehren — die Wiege das Blutgerüste der Zukunft.

84.

Geisterfurcht.

Da wir ja alle einen Gott der Liebe glauben und finden, welcher, wenn er uns erscheinen könnte, nicht mit krassem [57] Schaudern, sondern mit Entzückung uns füllen würde: so ist die Geisterfurcht, so sind jene romantischen [58] Geisterschauer mehr auf unsre Sündhaftigkeit durch Illusion [59] berechnet, indem die untergeordneten Geister uns ja nicht stärker erschüttern können, als der größte.

85.

Weltschmerz.

Nur Gottes Auge sah alle die Tausend Qualen der Menschen bei ihren Untergängen — Diesen Weltschmerz kann er, so zu sagen, nur aushalten durch den Anblick der Seligkeit, die nachher vergütet.

86.

Gott — der höchste Genuß, der höchste Gedanke.

Gott ist der einzige Gedanke und Genuß, der zumal im Alter, bei dem Untersinken und Erbleichen der Welt, der er ja eigentlich die Farbe gibt — mit ewiger Sonne stehen bleibt. Nimm Gott aus dem All: so ist alles vernichtet, jede höhere geistige Freude, jede Liebe und nur der Wunsch eines geistigen Selbermords bliebe übrig und nur der Teufel und das Thier könnten noch zu existieren verlangen.

87.

Das All.

Dieses All besteht doch aus Theilen und Kräften; werden denn diese ewig wieder geschaffen? Oder bleiben sie vielmehr lebendig? Oder soll man unter so viel Lebendigem an Todtes glauben? Was wäre das für ein elendes All, wo es nichts Höheres gäbe als das, was wir sogar durch unsre Wünsche und Phantasie überbieten und was nicht diese selber übertreffen könnte?

88.

Wunder.

Nicht die Wunder, sondern die Unerschöpflichkeit der Natur erhebt den Geist. Ein Wunder ist ein einspringendes Wirken, das nur allein Kraft und Willen, nicht Weisheit zeigt. Hingegen z. B.

der ewige Herzschlag, die Augenbildung, jedes Körperglied zeigen unergründliche Weisheit, von der wir nur den Anfang sehen, aber die Verfolgung und das Ende nicht verfolgen können.

89.

Das Weltgebäude — ein Glanzall.

Wie ganz anders würde sich das Weltgebäude ausdehnen — und doch sehen wir das All nur durch ein Mikroskop — wenn so viele Fixsterne, als nöthig wären, unsern Himmel zu bedecken, in der Größe unserer Sonne, sich an einander legten. Welch ein Glanzall! würden wir sagen. Welcher Gott! — Die Erdklumpen von Planeten möchten dann etwa — wie Venus bei dem Durchgang durch unsere Sonne — als schwarze Pünktchen in jeder Sonne wie Mücken stehen. Und doch wären dazu nicht einmal alle Sonnen unserer Milchstraße erschöpft. Da schon Planeten sich unter einander bestimmen, und die Sonne sie noch mehr: so müssen auch die Sonnen sich unter einander bestimmen, nur daß wir, da wir nicht einmal unsere kennen und noch weniger eine zweite, nichts von diesen Verhältnissen errathen können.

90.

Welt-Größe

Wer die Größe der Welt faßt, eigentlich wiederholt, kann nicht früher untergehen als sie. — Die Ameise fängt nicht um ein Bißchen kleiner an, als der Elephant, nur die Schwäche des Herzens

verhindert die Ausdehnung. So sind die Kräfte der Welt so groß, daß aus dem Kleinsten im Geistigen sich das Größte anformen kann; und nichts ist nöthig als Zeit und Nachbarschaft. (Warum sollte denn nicht alles unendlich wachsen und das All aus Unendlichen bestehen können?)

91.

Geister und Körper.

Der blaue Himmel gehört für Geister, der Wolkenhimmel für Körper. — Welch ein Unterschied zwischen einem stürmischen Wintertag, wo Wolken, Schnee und Boden zu einem grauen Chaos werden und zwischen der dreifach bgetheilten Frühlingwelt, wo die Erde sich bunt und blumig ausdehnt und die Glanzwolken den blauen Himmel durchschimmern, wo kein Leben stockt und schweigt und die Welt sich in Düften badet.

92.

Höllengegend — Himmelsarkadien.

Wie eine Hölle leichter zu dichten ist als ein Himmel *): so sind auch wenig Anstalten der Na-

*) Unangenehme Träume sind häufiger und stärker als schöne. Zu fürchterlichen gehört blos wüstes Durcheinanderwerfen der Gegenstände; zu den süßen aber Ordnung, Folge. Jene sind auch ohne Krankheit leicht hervorgebracht. Diese machen ihren Himmel nicht so tief als jene ihre Höllen.

tur zu einer Höllengegend nöthig, da diese blos in Unordnung, Widersprüchen, Unangemessenheit zu unsern Sinnen zu bestehen braucht. Aber welch ein Aufwand von Zwecken und Zusammenstimmungen bildet erst ein Arkadien mit seinen vielfachen Blumen, Schmetterlingen, Vögeln u. s. w. — Und doch ist die Erde mit schönen Gegenden bedeckt, die nur selten eine rauhe leere unterbricht.

93.

Höchste Kraft.

Unter allen Kräften ist die geistige die höchste; sie ist alles Schöne und Erhabene; außer ihr gibts keinen Regenbogen, nur Wassertropfen mit Farbe, kein Meer, nur aneinander hangende Tropfen — die Liebe, die Schönheit wohnt nur in Einer Kraft.

94.

Einheit.

Eine Einheit müssen wir haben, entweder Gott unmittelbar oder, was dasselbe, unter der Gestalt des Lebens. Alle die Einwirkungen der Sonne, der Glieder, der Reize müssen sich in Einer Einheit sammeln — Außerdem wäre Leben der Hokuspokus [60] der Taschenspieler, Transsubstanziazion [61] der Taschenspiele; ihm geben sie, was sie dem einfachen Geiste verweigern — es ist ein Nirgends-Ueberall; weder Elektrizität, noch Magnetismus [62] allein geben Leben, sondern begleiten es. — Ist denn der Begleiter der Urheber? — Freilich müssen wir von dem, was in der Seele ist, zur Urseele kommen.

95.

Sterben — Erzeugen.

Das Sterben macht einen Sprung, wie das Erzeugen, denn es gibt keine Vermittlung zwischen Lebendigem und Todtem; daher alle die Zwischenzustände unter Schlaf, Ohnmacht u. s. w. gar nichts mit dem Tode zu thun haben, nicht einmal im Grabe. Der Sprung aber bezieht sich nicht auf die einzelnen Körpertheile, ja nicht einmal auf die irdische Seele, sondern auf die einer andern Welt angehörige.

96.

Geist.

Der Geist gleicht dem elektrischen Funken und Blitze, der sich durch Schlagen nicht verzehrt; und den man unverringert kann öfter hin und her schlagen lassen. — Der Geist erhält den Körper mitten unter dem heißen Durchdringen und Aussaugen desselben. Doch die Dauer, wie die Flamme, macht, daß der Lichtdocht durch das Oel, das sie durch ihn aufzehrt, nicht in Asche zerfällt.

97.

Körper und Seele.

Sind Körper und Seele rein dasselbe: so kann man von keiner andern Unsterblichkeit mehr reden, als der der Leiber, woran eben nicht viel gelegen, an der Zusammensetzung des auseinander gelegten

Uhrwerks. — Die Seele ist der Stab, der in den Wellen des Körpers sich in mehre Stücke zu brechen und nach ihnen sich zu bewegen scheint. — Der Körper ist der bloße Vorhang des Geistes; er ist so ähnlich dem Geist wie Kleid dem Körper, blos Einband. — Gesicht ist die Uebersetzung des Geistes ins Körperliche, das Wort zu Gedanken — Menschwerdung des Geistes durch das Gesicht — Gottes Zeichenschrift.

98.

Ich.

Rund um uns her ist doch nichts so lebendig als unser Ich; und dieses Lebendigste sollte dem Unlebendigen gleich werden? Das Bewußtsein ist eigentlich das höchste Leben. Wenn die Kraft in der Bewegung besteht; so hat der Wille die höchste, da er sie nicht nur anfängt, sondern auch freiwillig verstärkt. So ist die Kunstmäßigkeit des blinden Lebens wieder nicht so viel als das bewußte Anschauen desselben.

99.

Geister-Wachsthum.

An den Zeiten wachsen die Geister. Wie tief der Ungebildete selber neben dem Gebildeten sich feststellt: so tritt wieder der Gebildete über Gebildete hinauf gleich den Diamanten, welche ungeschliffen nicht leuchten, aber geschliffen, sogar das bloße Wolken-Himmellicht einsaugen und leuchten in Milch und Dinte.

100.

Die Geisterwelt in der Körperwelt.

Wir wundern uns zu sehr, daß wir immer durch den Geist hindurch den Körper, gleichsam durch die Lichtflamme den schwarzen Docht erblicken. — Ueberall ist die Geisterwelt nur in der Körperwelt. Wir sehen auch hier wie am Himmel nichts als reine Körperwelt; in der wir als Geister wohnen. So wie aber in jener diese nicht zu errathen wäre, wenn wir nicht uns unter einander selber voraussetzten, so kann, ja muß um und über uns eine Geisterwelt in der körperlichen Sternwelt vorhanden sein, die uns aus Unbekanntschaft mit ihrer Sprache, also aus Unähnlichkeit verhüllt bleibt. — Das Unbewußte in den Geistern ist eigentlich das größte Reich und eben wegen dieses Unbewußtseins das innere Afrika, dessen Gränzen, die man nicht kennt, sehr weit auseinander gehen können. Warum soll denn alles zum Bewußtsein kommen, was im Geiste liegt, da ja das, wessen er sich schon bewußt war, z. B. das ganze weite Reich des Gedächtnisses nur in kleinen Vierteln erleuchtet vor ihn tritt und die ganze übrige Welt unsichtbar in Schatten bleibt? — Und kann es nicht zweite Welthälften unsers geistigen Mondes geben, die sich dem Bewußtsein gar nicht zuwenden? — Ist denn unser innerer Blick für alles offen und geschärft? Es kann so gut mehre innere Sinnen geben als äußere, mehre Besonnenheit, d. h. Besonnenheit für tiefere Verhältnisse; der Wilde und Leibnitz [63] haben Bewußtsein, aber wir gehen dem

Wilden die großen Strecken des innern Lebens ungesehen vorüber, wo ein Leibnitz jede Scholle bemerkt! — Aber was ist denn dieser Geist? — Frage nur nicht nach dem Sitze der Seele; eine der unsinnigsten Fragen, als ob die Seele mehr im Gehirn, als in der Ferse säße, die sie fühlt. Wäre die Täuschung der Gesichtferne nicht: so würden wir sie immer an die Stelle setzen, wo Schmerz oder Gefühle sind.

101.

Der Schlaf.

Der Schlaf entwickelt, nicht erdrückt die geistige Kraft und diese körperliche Stärkung wird doch auch geistige; und muß auch Träume gebären, die wir nicht wissen. — Wenn er nun körperlich so steigert: so muß auch der Geist mitfliegen. — Der Schlaf hat eine Grazie [64] zur Frau. Wie das Sterben, streicht das Schlafen die großen Züge der Leidenschaft mildernd aus. — Der beste Einwand gegen Schlaf ist ja, daß wir plötzlich erwachen — das Träumen ist nichts dem Schlafe Fremdes, da auch Hunde und Vögel träumen — Ein langer Gottesacker mit eben so viel Welten als Menschen — Nur das Gehirn dient dem Traum — Kinder haben ihr Weltchen, Greise ihre Welt, jeder die ihm passende. Greise ihren Saturn, auch Mars; Kinder einen Kometen. — Wir finden freilich den Traum toll in unserm Erwachen; aber wenn wir einmal aus unserm Wachen erwachten höher hinauf: so würden wir Unsinn, Knechtschaft

und Vergeßlichkeit genug antreffen. Unsere Leidenschaften und Irrthümer lassen wir gelten und vergleichen sie nur hinabwärts mit der Traumnacht, nicht hinaufwärts mit einem unbekannten Tage. — Auch im Traum äußert sich Bewußtsein, doch abgeleitetes, reflektirtes [65], erinnerndes Bewußtsein des frühern, aber kein fortdauerndes. — Auch der traumvolle Schlaf ist stärkend, wie ja der magnetische es auch thut. Denn die Sinnensperre und was sich körperlich daran knüpft, umgibt doch die Träume; und das plötzliche Aufspringen der Sinnenpforten und das eben so plötzliche Entrinnen der Traumbilder beweisen, daß auch der hellträumende Schlaf weit vom Wachen abliegt.

102.

Schlafen — Träumen — Wachen.

In alle geistige Zustände geräth man fast allmälig und auf Stufen; sogar der Rausch und die Begeisterung verlangen Zeit. Blos zwei so verschiedene, wie Schlafen und Wachen, springen zu einander über, aber nur der tiefste in den höchsten; denn vom höchsten oder Wachen steigt man nieder, wie man umgekehrt vom tiefsten zum höchsten auffliegt. Das Wunder besteht nicht im schnell Auferstehen der Sinne und Wiedersehen der Welt, sondern in der plötzlichen Wiederkehr des Bewußtseins, das sogar bei geschlossenen Augen, Ohren und andern Sinnen doch da sein könnte; geistiger Sonnenaufgang wie der körperliche am Aequator [66], ohne Dämmerstufen mit einem Himmelblitze. — Sogar Bewußt-

sein überflügelt Bewußtsein; im Traum sagt man oft zu sich: »jetzo bist du dir doch das recht klar bewußt und in keinem Traum« — aber plötzlich fährt man ins wahre Bewußtsein aus jenem falschen hinein. — Die Träume gehören noch zu dem Wachen, und die Körperwelt stehet an der Eingang- und Ausgangpforte des Schlafs, und eben darum können wir ihrer uns erinnern. Hingegen was im Mittelzustand zwischen beiden Träumen der Geist ausübt und dichtet und denkt, erreicht gerade so wenig den äußern Kreis der Erinnerung als die ganze innere Weltgeschichte einer Hellseherin; und wenn diese nicht spräche: so würden wir und sie in Ewigkeit nicht von ihrer innern Verklärung unter ihrer äußerlichen Verschattung je ahnen. Und hier ist doch ein bestimmtes Selberbewußtsein, welches in Träumen nur einen solchen Wiederschein wirft, daß man sich darin fragt, ob man träume und ob dieses Bewußtsein wahrhaft sei, und daß man es von dem des Wachens an einem Mattschein wirklich unterscheidet. — Aber das Größte in der geistigen Welt geschieht ohne Bewußtsein vorher und dann leicht ohne eines nachher; wiewohl nicht einmal dies nöthig ist, da man ja so oft des Bewußtseins nicht mehr bewußt ist. — Wir wissen aber nicht, wann das Bewußtsein alle diese Kraftäußerungen anschaut, so wie die Ideen wild in uns auf einander folgen und wir erst später ihre Reihen überschauen, dann aber aussondern. — Wenn man über einen größern Schmerz den kleinern nicht spürt: so ist dieser doch in die Seele, nur ohne Erregung des Bewußtseins einge-

drungen; denn alle äußern physiologischen [67] Bedingungen waren ja da; und mit dem Aufhören des größern wäre das Dasein des kleinern bemerkt geworden.

103.

Schlaf — Ohnmacht — Tod.

Der Schlaf ist mehr Vorbild der Dauer als des Todes, so wie die Ohnmacht. Denn gibt es eine lebendigere Auferstehung als die, daß die Seele, die vorher von der Sinnenwelt ganz abgeschlossen, ja von ihrer eignen entfernt war, plötzlich mit ganz wiederhergestellter, d. h. unverlorner Kraft wieder in die Welt blickt und greift? Folglich hat die Seele an ihrem Wesen, trotz aller körperlichen Einschränkung desselben, nicht gelitten und verloren. — »Aber in diesem Falle war ja auch der Körper, der leb= und sinnlos im Schlafe, neu lebend im Wachen dasteht.« Nicht ganz gilt die Vergleichung. Denn alles wahre Körperliche, Blutumlauf, Wärme, Verdauen u. s. w. lebt und wacht im Schlafe fort, ja noch kräftiger, und selber die Sinnennerven sind nicht lahm, sondern nur ihr Band mit der Seele ist locker. Der Körper könnte, wenn Nahrung da wäre, ohne Sterben Jahre durchschlafen, wie ja auch die Winterschläfer sogar beim Mangel derselben beweisen. — Sogar das Alter ist ein langsames, theilweises Einschlafen des Körpers, gleichsam ein Gliedereinschlafen; und wir sehen den Geist entschlummern und hören ihn im halben Schlafe reden.

104.

Körperbedürfnisse — Geisterfreiheit.

Warum sehen wir lieber in das Thal als auf den Berg? — Warum verwundern und erfreuen wir uns nicht, daß wir mitten in so niederhaltenden Verhältnissen gegen Leib und Außenwelt, bei so vielen Bedürfnissen und bei der Leichtigkeit, womit die Außenwelt, wie der Schlaf beweist, unsern Geist überspinnen und umstricken kann, daß wir doch freie hohe Stunden erleben können, wie die der höchsten Begeisterung, der Liebe, der Kunst, der Natur, worin wir uns als Unsterbliche und Ueberirdische fühlen? Die Hauptsache ist wenigstens, daß wir sie gehabt und die Zahl derselben ist gleichgültig; und wären sie Ausnahmen, so berechtigen sie doch zu Hoffnungen.

105.

Instinkt.

Wohin soll der Instinkt [68] der Thiere verlegt sein? Der Gliederbau dient nur den Trieben, bestimmt sie aber nicht. Die Spinnwarzen der Spinne können nur Materie liefern und einen Drang, ihrer los zu werden, erzeugen. Aber in den Warzen und Füßen liegt keine Nothwendigkeit und Veranstaltung zu den konzentrischen [69] Kreisen, zum Flicken derselben, zum Einfang des Raubs. Angeborne Werkzeuge sind ja noch nicht angeborner Gebrauch derselben, und die Hand des größten Kla-

vierspielers wird ganz unwissend geboren. Aber wo soll denn der Instinkt als gegliederte Kunstfertigkeit, die in jedem Thiere andere Wunder- und Kunstthaten verrichtet, seine Wohnung bekommen, da er nicht zu erlernen und in keinem Thiere zu verändern ist? Ich weiß nur dessen Seele oder Geist; in diesen geht alles, die Mannigfaltigkeit einer ganzen Welt. Auf welche Weise diese Vorbestimmungen in das geistige Wesen niedergelegt werden, zugleich im Bunde mit den körperlichen Werkzeugen, verstehen wir so wenig, als wir es irgend von allen verschiedenen Anlagen des Menschen verstehen. (Nur der Geist, nicht der Leib nimmt in sich Mannigfaltigkeit und Vielheit auf.) Wir verstehen freilich nicht ein Wort davon, was es heißt eine Ausrüstung oder Niederlage des Geistes, aber so bald wir in ihm Wollen, Empfinden und Vorstellen mit allen den zahllosen Abänderungen zulassen müssen, — weil sie da sind: so gilt dies auch für die Vorstell- und Begehr- und Empfindreihen des Instinkts. Ein Geist ist Schatzkammer einer ganzen Welt, ein Abgrund einfachen Seins. Nehmen wir ja selbst die Gottheit als den höchsten einfachen Geist mit einer unendlichen Fülle an! — Wie nach Blumenbach [70], im Fötus [71] alle Züge der Zukunft, so auch im Geiste. Das Maschinenmäßige ist jedem näher und anschaulicher als sein Inneres. — Wollen wir statt der Schwierigkeit eines unbestimmten Vorstellens die größere eines bestimmten, nämlich den Instinkt wählen. Nirgends im Körper sind feste Vorrichtungen zu der Insektenkunst sichtbar, ja nur möglich. Man muß

mithin ein geistiges Waarenlager annehmen, das — obwohl immer mit dem Leibe im Einklang — für alles auslangt; denn man kann doch nichts von außen Unmittelbares annehmen; alles Aeußere von Witterung an ginge immer auf den Leib zurück. Das Wort Leben erklärt nichts. Instinkt ist stehende Ideenreihe, Bewußtsein, Willkür — ist schaffende, ändernde — Man muß die Seele nicht immer in sich suchen, sondern tiefer; Gott weiß, wie höher alles wäre nach der Muthmaßung der Stufenfolge. Beim Instinkt nehmen wir ein geistiges Waarenlager an. — In der Insektenseele (ist) eine lange Vorstell- und Begehrreihe simultan [72] vorhanden und vorausgemacht; indeß wir Handeln und Leben stückweise an einander fügen. Wir sehen ja täglich, wie das Bewußte zum Unbewußten wird, wie die Seele ohne Bewußtsein die Finger nach dem Generalbasse regt, indem sie jenes auf neue Verhältnisse und Handlungen richtet. Wenn man die Muskel- und Nervendurchkreuzung vollkommen kennt: so erstaunt man über Zuckungen und Drucke der kleinsten Art ohne bewußtes Wollen. Denn der Nerve lernt nichts, sonst handelte er, wie Er wollte. Die Sprünge und Würfe vollends, welche früher mit Berechnung fehlschlagen, und zuletzt uns unbewußt richtiger gelingen, fallen bei Thieren auf. Kein Instinkt kann dem Löwen den Sprung zur Beute genau vormessen, die ja bald näher, bald ferner steht. — Aber eben so gut können nicht blos diese eroberten Plätze rückwärts, sondern sogar das ganze Reich des Unbewußten einmal als Reich des Bewußten erobert werden; und wir wissen nicht, wie weit die

Besonnenheit steigen kann in höheren Verhältnissen, da sie ja in unsern niedern bekannten sich in den großen Unterschieden und Sprüngen von Wilden zu Weltweisen offenbart. Der Indianer vergräbt sein Geld, hoffend es in der andern Welt zu genießen.

106.

Furcht und Hoffnung.

Wir vergessen immer über die Befürchtung, die eingetroffen, die Hoffnungen, die sich auch erfüllten. — Um nach der Sonne zu sehen, findet Herschel das Grünfärben der Teleskopen [73] am besten, nicht das Schwarzfärben. Das Grün ist durch ein grünes Glas betrachtet, so wie eine schöne Seele von einer ähnlichen beschaut — schöner.

107.

Vergangenheit und Zukunft.

Die alten ägyptischen Tempel sind aus noch ältern gebaut, — aber alle Tempel und Ideen der Tradizionen sind aus frühern zusammengelegt und das zurücklaufen in die Vergangenheit führt zu keinem Ende. Die Vergangenheit ist der sichtbare Riese; die Zukunft ist der unsichtbare.

108.

Historischer Glaube.

Alles Historische, sei es auch durch Indien bestätigt und aus allen Zeiten und Völkern zusammengeholt, gibt doch nur endliche Wesen, die et-

was versichern; — und wären sie Genien. Aber damit ist das Unerschütterliche unsers Glaubens noch nicht begründet. Denke man sich nur, daß über Moralität die Aussprüche erst auswärts, statt einwärts einzuholen wären und frage sich, was denn uns eine Fortleitung durch alle Mythologien [74] der Indier hälfe. Dies gilt für alle unsere metaphysischen [75] Fragen.

109.

Welten entstehen — Welten vergehen.

Welche Materie man zum Bilden eines Planeten und Planetensystems annehme, wie Kant, Büffon, so ist die Materie doch immer schon eine fertige mit Kräften; und in welche Vergangenheit man auch die Weltbildung zurückdränge, die Frage nach den Stoffen »woraus« wird dadurch nur verschoben, nicht gelöst. So erklärt ein angenommener »Urschleim« nicht im geringsten als Taig aller Organisazion diese selber besser; denn der Taig ist ja wieder zu erklären und zu bilden und knäten; und zwar um so schwieriger, je mehr er Urstoffe für alles in sich enthalten muß. — Die Weltstoffe gab nur ein Geist, ein Wunder, ein Wesen außer allen Welten und Zeiten. So aber ist es auch mit den jüngsten Tagen der Welten und folglich der Erde. Welche Umwandelung, Ausbrennung, Durchflutung auch sie erwarte — wie in einer Zukunft von Jahrtausenden natürlich ist — dadurch wird sie noch zu keiner »verklärten Erde« Steffens [76] und zu keinem Wohnort für Geister. Das Erdige bleibt; und wollte man das

Planetensystem, ja Milchstraßen in Ein Ausbrennen werfen; das Jetzige nähme nur andere Form an; und es gäbe keinen Uebergang zum höhern.

110.

Schöpfungszweck.

Die Schöpfung ist für jedes einzelne Glied Mittel und jedes Mittel ist wieder Zweck. Nicht blos für den Menschen fließt das Ganze, um ihn zu tragen, zusammen; auch für jedes Thier gehen die Stralen in Einem Brennpunkte zur Wärme desselben zusammen. Die Schöpfung ist gleichsam die größte organische Natur, worin Ein Glied allen Gliedern und alle Einem dienen. — Für das Schaf ist der Mensch, die Wiese und der Bach geschaffen. Was in einander wirkt, ist für einander geschaffen. Der Mensch kann nur das für etwas Bestimmte für ein Drittes bestimmen; und zwar folglich durch einen Sprung und Zwang; die Natur aber hat schon alles eingeleitet.

111.

Was ist Ewigkeit, was Vergangenheit?

Die Erinnerung einer ganzen Ewigkeit ist doch nur Ein Punkt, der nicht größer als eine Vergangenheit Eines Tages. Jede Vergangenheit ist der andern gleich an Größe. Alles in der Zeit ist nur Vorbereitung, auf welchem Planeten es auch wäre; wie oft Vorbereitung, welches Verhältniß zur Ewigkeit, ja, ob nicht aus dieser wieder Uebergang in die Zeit ist, wissen wir nicht.

Philosophisch genommen, ist jedes Dasein ein zeitliches und erstes; und doch unser Erdenleben stets für einen Vorhof und eine Vorschule der Ewigkeit anzusehen. Jeder Zweck, jedes Streben verbirgt uns das Vergängliche, eben weil es in die Zukunft hinaus und über die Vergangenheit wegstrebt. So jeder hohe Genuß, da ein Zeittheilchen dem andern ähnlich ist und darein überfließt. Vollends Genießen und Streben zu gleicher Zeit. Gerade dieses Leben aus Leben, dieses Fortpflanzen aus Gliedern und Eiern zugleich sollte uns nicht an die Asche, sondern an die Blüthenzweige, mehr an Lenze und Herbste denken lassen.

112.

Zeitflucht.

Die elende Dünnigkeit der Zeit sehen wir nicht, sondern sehen diese für dichte Masse an, weil uns die Zukunft und die Vergangenheit in großen festen Stücken erscheinen; die Gegenwart hingegen ihr Vertropfen hinter die fallenden Tropfen der Augenblicke verbirgt.

113.

Qualtage — Freudentage.

Jeder bewegte Körper ist eigentlich ein Uhrzeiger verrinnender Zeit. Man erinnere sich eines Tages, den man z. B. unter peinlichem Erwarten irgend eines Menschen zugebracht: alle diese Qualminuten und Gefühle gehen — wiederbeschaut und nachgefühlt — nur in Ein Gefühl und Einen Zeit-

punkt zusammen. Dasselbe gilt von einem Freudentage. Hier aber ergreift uns das Zusammenrinnen in Eine Vorstellung, durch die uns kein Wiedergefühl der Vergangenheit kommt, ganz anders, so daß der Trost der Kunst uns nöthig wird, welche die Empfindung uns durch die Wiederholung der Verhältnisse, unter denen wir sie gehabt, verschönernd wieder erneuert.

114.

Der Mensch, ein Uhrwecker.

Wie an sogenannten Bilderuhren bei dem Ausschlagen Bilder vorspringen: so ist ein Mensch ein Wecker oder Augenblickuhrwerk, das wie ein Wecker fortrollt, unsere Augenblicke durchrollt, vom ersten des Erdenseins bis zum letzten: und das jeden Augenblick durch das hervortretende Bild eine andere Vorstellung bezeichnet. So rollen unaufhörlich die Bilder oder Vorstellungen vorüber und die Reihe scheint lang.

115.

Lebens-Dauer-Kürze.

Nicht das Vergehen und Sterben konnte uns ergreifen; nicht die Kürze der Lebensdauer durch alle Lebendige hindurch könnte uns betrüben: wäre nur an der Dauer selbst etwas; aber wenn nun diese Dauer selbst nichts Festeres, Gediegeneres hat als die dünnen durchsichtigen Augenblicke, aus denen sie zusammenfließt? Ist denn die Dauer etwas besseres als ein auseinander gelegtes oder wiederholtes Ster-

ben? — Von der lauten, glänzenden, lebhaften Gesellschaft von gestern ist heute nichts übrig als ein dünnes Gewebe derselben in jedem Kopfe; dieses war eigentlich schon dort von einer Minute zur andern — Aber damit ihr euch doch etwas als bleibenden Gewinn vorzurechnen wißt, wägt ihr die Einwirkung der Gespräche auf euch, zählt die Spuren der Unterhaltung und hofft nur, doch in euch etwas Festes, Bleibendes davon nach Hause genommen und behalten zu haben. Aber freilich wenig; ein Pünktchen ist, was in euerm Licht dablieb; und wenn ihr auf Vergrößerung zählt: so wächst diese nur in gewissen Jahren und später wird ein Pünktchen auf ein Pünktchen aufgetragen und immer weniger ist zu sehen. Und dann gehen gar die Einwirkungen rückwärts; immer weniger bleibt zurück, je mehr nachgegossen wird und das Danaidengefäß des Alters bekommt täglich größere Löcher. — Es gibt keine Geschwindigkeit irgend einer Uhr, die dem Fliegen der Zeit nachflöge. Denn wie schnell und unsichtlich auch der Zeiger umrennte: so durchlief er doch seinen Raum und zertheilte ihn in die Kleinsten, obwohl unsichtbaren Räume.

116.

Lebens-Flucht.

Ein besseres Mittel, uns das Fliehen und Leben im Augenblick zu verbergen, könnte die Natur nicht wählen als die ewigen Verstrickungen der Noth, das Treiben zur Auflösung, das Leiden dabei. Es ist ja gut, daß die Zeit vergeht, sonst kämen wir nicht zur Ewigkeit.

117.

Künftiges Leben.

Wenn das künftige Leben in bloßer Zeit und Zeitlichkeit bestände: so dürfte man es so gut verachten als die jetzige Zeit, denn die Länge macht keinen Werth. Da das Leben und die Zeit so leer sind und so leer uns hinterlassen: so wäre unsere Existenz ohne eine Unsterblichkeit das Nichtigste, was es geben kann.

118.

Der Wunsch der Wünsche.

Wenn dir nun alles Irdische bis auf jede Kleinigkeit gelänge und die kleinsten und größten Wünsche sich dir erfüllten: so hättest du doch nichts davon, als einen größern Wunsch, der nicht zu erreichen wäre.

119.

Das Höchste im Menschen.

Das Höchste ist überall im Menschen das Angeborne; — und du glaubst, diese Güte, diese Liebe, Kraft, welche alles Erziehen nur befördern, ausbilden, aber nicht erschaffen konnte, selber erschaffen zu haben? Die Gnade Gottes, die die Orthodoxen bei einzelnen Handlungen setzen, finden wir am stärksten bei dem Anerschaffen.

120.

Unvergänglichkeit der Tugend.

Wir würden nichts lieben können, wenn wir es für vergehlich hielten. Aber in die Vorstellung von Schönheit, Tugend kommt gar keine Zeit, also kein Vergehen.

121.

Unsterblichkeits-Gefühl.

Das Herz fühlt die Unsterblichkeit. Das geistige Herz ist der Inbegriff alles Geistigen, was auf unser Wesen treibend zusammenwirkt, wie das physische mit seinen Kammern und Adern. Das All kann nie zertheilt, begriffen oder gar angeschaut werden. — Wir sagen daher besser »Herz« als »Hirn.«

122.

Liebe für das Gute.

Willst du dir die Liebe der Menschen für das Gute anschaulich machen: so höre einmal, wenn ein schöner Charakter, der noch dazu nur auf dem Parnaßboden lebt, jeden ergreift mit Freude und Liebe zugleich, sowohl den Leser, der ihm ähnlich, als den, der ihm unähnlich ist, indeß ein unmoralischer der Dichtkunst sogar vom Sünder, der ihm ähnlich ist, verabscheuet wird, ob er gleich sein eignes Ebenbild hassen muß. — Dieser Fall tritt im moralischen Urtheil und Gefühl des Menschen ein, in keinem andern.

123.

Bedürfniß der Unsterblichkeit.

Das Bedürfniß der Unsterblichkeit läßt sich uns durch das vergrößerte Bedürfniß der Liebe stärker empfinden. Das Christenthum und die Verfeinerung des Herzens wie des Kopfes haben die Wärme und Liebe vermehrt und sie zur Tugend erhoben. Daher begreift sichs leichter, warum in frühern kältern Zeiten ganze Sekten, wie die Sadduzäer [77], die Unsterblichkeit läugneten; und überhaupt der größte Theil der griechischen Philosophen kalt darüber sprach.

124.

Lieben.

Wir lieben uns recht eilig — denken uns einander als Fikzion [78] beharrend — ich liebe in dir eine gedachte Unsterblichkeit, aber ich bin auch nur ein gedachter Unsterblicher; und doch müssen wir uns in dieser Kürze für bleibende feste Wesen halten, da wir es bis zum Verflattern wirklich sind, du eher oder ich eher. — Und eben wegen dieser Kürze der Liebe wollen wir die Wärme verdoppeln und uns so lieben, so lieben, so innig, so ewig! — So sollen wir uns denn lieben, wie zwei Menschen, die sich auf der Heerstraße vorüber laufend begegnen, einer nach Morgen, einer nach Abend! — »Ach! ihr Sterne, die ihr einander sucht, ihr Erden, die ihr angezogen um eure Sonne wandelt, ihr habt es, wenigstens Jahrtausende lang,

besser als wir und bleibt beisammen und steht euch glänzend und warm gegenüber.« — Du kleines Insekt verlierst keine Unsterblichkeit bei deiner Liebe; nur Bewußtsein des Todes ist Tod, du aber kennst in deinem schlafenden Leben weder Wunde, noch Schlaf.

125.

Freude und Schmerz.

Alle Freude und aller Schmerz des Lebens besteht blos in der Sukzession [79], im Dakapo [80]; durch das Repetierwerk innen und außen; ein Blitz in der Luft, ein Blitz des Schmerzens macht weder glücklich noch unglücklich — alle ein Lauffeuer des Augenblicks. — Unsere meisten Leiden kommen uns von der geistigen Seite, für welche das Irdische nicht zulangen will. Ein Zuschnitt blos für das Leben hätte uns Ruhe gewährt und Sättigung. Also unser Leiden um der Zukunft willen ist eine Anweisung auf die Zukunft — die Genußjahre dauern länger als das Alter.

126.

Unglücklich — Unglücklicher.

Niemand sage, ich kann nicht unglücklicher werden; nein, du kannst es noch mehr werden. — Ich wollte einmal den Unglücklichsten, da doch zu einer gegebenen Zeit irgend ein Mensch der Unglücklichste auf der ganzen Erde sein muß, so wie einer auch der Glücklichste, poetisch darstellen; aber das schmerzvolle Gesicht sah mich mit seiner Ver-

zerrung an und ich mußte meines abwenden und ich konnte nicht anfangen.

127.

Bildung durch Leiden.

Verfeinerung nicht der Sinne, sondern des Geistes macht Leiden; so viele Leiden der Phantasie — zarte Gefühle der Liebe — Unzufriedenheit mit Genüssen — die meisten Schmerzen sind die über gestorbene Geliebte. — Wenn Leiden bilden sollen, so setzen sie ja eine längere Zeit zu ihrer Nachwirkung voraus als unsere kleine. Der Demant wird angehaucht, damit man ungeblendet seine Flecken sehe; Leiden, damit wir uns sehen.

128.

Schwermuth.

Die Schwermuth wird von der schönen Nacht, Gegend, Musik, durch einen Wiederschein des Unendlichen, durch die blauen Gebirge der Zukunft erzeugt.

129.

Musik-Gefühl.

Die Musik, welche unser ganzes Innere auf einmal aber im Einklang aufregt, füllt uns mit einem unendlichen Schmachten, und doch ist's nach keinem sinnlichen Gute. Der Muth, die Freude, die Trauer sprechen keinen Namen aus. (Adagio und Mollton [81]).

130.

Wie viel gehörte dazu, um ganz glücklich zu werden? —

Bis auch nur Ein Mensch ganz glücklich in jedem Gefühle blos Eine Stunde würde! Der Aufwand einer ganzen zusammengreifenden Welt gehörte dazu.

131.

Wirkungen der Musik.

Es gibt keinen noch so Glücklichen, den nicht die Musik seufzen läßt. Sie heiligt jede Freude und Trauer mit dem Ueberirdischen. Denn eigentlich sollte uns die schönste Musik eher befriedigen. Sie bringt uns von der Außenwelt nicht in uns, um uns zu ergreifen, sondern macht die Inwelt rege und lebendig. Auch das Erhabene wirkt zum Theil so; aber nicht das Schöne.

132.

Menschenglaube.
Zaunkönige und Straußeneier.

Wir sind Zaunkönige, die Straußeneier ausbrüten; und glauben, wenn der Strauß kommt, wir haben's gethan, indeß wir höchstens stellenweise verzögert und erkältet haben, weil unser Daraufsitzen die Sonne nicht auf's Ei scheinen ließ.

133.

Herz — Kopf.

Das Herz wird bald des Lebens müde, aber nicht der Kopf, denn dieser findet in der Wissenschaft die Unendlichkeit, die jenes Leben sucht. Später würde der Magen das Herz vertreten und dann bliebe der lange Lebens Wunsch.

134.

Jugendfreuden.

Man soll die Jugend nicht etwan tadelnd, geschweige neidend ansehen, sondern denken: »Seid recht froh und genug. Ihr selber fühlt jetzo nicht, aber ich wohl, daß euere Freude nie so wiederkommt; denn euer Glaube an deren Fortdauer gehört ja eben zu ihrer Glut und ihrem Glanze und bildet euch sogar in der Noth alles ein, was uns Alten fehlt, sogar im Glück. Auch wenn sie lesen, was ich denke, ändern sie meine Deutung so schön in ein Abendroth um, daß nichts Nächtliches mehr zu erblicken ist.«

135.

Altersfreuden.

Wie im Alter die Berge nicht mehr die Vorhänge sind, hinter welchen die romantischen Schauspiele ganz anderer Länder sich lagern als die dürftige Gegenwart uns geben kann: so muß das Alter hinter einem andern Berg, dem Grabhügel, die unendlichen Ebenen eines heitern Daseins suchen. —

Gleichwie körperliches Lebens Gefühl der Gesundheit und Jugend sich uns als intensive [82] Unsterblichkeit darstellt, oder als Gegengift aller Gefühle des Vergehens: so ist das Alter in Knechtschaft; es ist der Stand der Erniedrigung. Die Jahre mehren den körperlichen Ballast [83] — sie geben eine Zwangweste statt der vorigen Flügelkleider. — Das Alter fristet sich seine Hoffnung, seine Jahrzeiten von einem Jahre ins andere hinüber. Fehlt heuer der Lenz: so wartet es auf den nächsten und will da alles nachholen; hofft aber vom nächsten schon wieder einen herrlichsten und bekommt es nicht satt, zu erwarten, statt zu besorgen; denn nie hat man so wenig Zeit zu allem als im Alter und man will daher ihrer destomehr. — In der Jugend gehen einen die sterbenden Alten nichts an und die nachkommenden Jünglinge trösten und rechnen sie nicht zu sich — im Alter gehen einen die nachkommenden Jünglinge nichts an und die Alten verweisen uns an sich.

136.

Das Leben — ein Tag.

Bis an den Mittag des Lebens sind wir Morgen-Menschen und Jünglinge; allmälig, als ob man den Mann überspränge, kommen Alter-Gefühle und Ansichten und die Jugend weicht immer weiter und tiefer zurück. So weht unter dem Wendezirkel täglich ein Wind aus Osten bis Mittags; nachher weht er immer mehr aus Westen.

137.

Freude=Blumen.

Die Blumen der Freude im Herbst des Alters geruchlos; des Frühlings in der Jugend vielleicht giftig, die der Mitte recht.

138.

Warum leben die Menschen so leicht dem Tode entgegen? —

Darum, weil sich ihnen eigentlich das Alter zwischen Leben und Tod stellt, und sie erst jenes ruhige Zeitalter (das Alter) zu erreichen gedenken, von wo aus sie dann, so hoffen sie, den Tod ernster in Betrachtung ziehen können.

139.

Erinnerung an Gott.

Alter und Kindheit erinnern am ersten an Gott und Ursprung; Morgen= und Abendsonne geben der Seele die himmlischen Lichter der Sehnsucht und Dichtkunst; obgleich das Sonnenlicht dann, nach Lambert [84], zweitausendmal schwächer zu uns kommt.

140.

Alter.

Das Alter, der Mondschein des Lebens, hat keine Gewitter; aber unter dem frühern Sonnenschein blitzen sie.

141.

Knabenleiche.

Erinnert euch an jene Knabenleiche, die nach 80 Jahren gefunden wurde und noch ganz frisch war. Hätte der Knabe auf der Erde gelegt, anstatt in ihr gelegen: so wäre auch ein Kind dagestanden, aber in Greises Gestalt und etwas länger, aber gebückt.

142.

Gefühl des Alters.

Das Alter sucht sich unter allen Freuden am meisten die heitern Jahrzeiten, weil ihr Genuß etwas von der Jugend wiederholt. — Das Gefühl des Alters besteht nicht in Schwäche des Körpers, sondern der Phantasie, des Geistes.

143.

Des Alters Körpersschwächen und Geisteskräfte.

Wenn die Suspension [85] aller Kräfte durch den Schlaf nicht schadet: so ist ja das Alter nur ein leiser Schlaf. — Der Körper verknöchert und verknorpelt sich auswärts lange vorher und sehr weit, indeß der Geist noch seine alten Kräfte spürt. Ja bei manchen Greisen steht das leibliche Untersinken gar in keinem Verhältniß mit dem geistigen Obenbleiben.

144.

Lebens-Puls.

Es gibt eine Heftigkeit, einen schnellen Puls des Lebens, der schon ohne Krankheit Vergehen ankündigt.

145.

Womit soll man das Sterben vergleichen? —

Es muß verwundern, daß jeder, so alltäglich auch das Leben ist und die Wunder ihm wenigstens verbirgt, am Ende seiner Wochentäglichkeit etwas erlebt, was über den Kreis aller Geschichte und der Erde und der Erfahrung hinausgeht, das Sterben; ein neuer unfaßlicher Zustand; und brächte er Vernichtung, so bliebe er doch beides. — Womit soll man also das Sterben vergleichen? Mit der Allmäligkeit des Einschlafens oder mit dem Blitze des Erwachens! — Auch in den magnetischen Schlaf geht die Hellseherin aus dem gewöhnlichen selber mit Gähnen, Augenreiben u. s. w. über. Warum soll, wenn die Seele die letzten Stufen der Ablösung von den körperlichen Banden bis zur Zerstörung aller innern Lebens-Organe [36] durchgegangen, nicht wie bei dem Ende des Schlafs, sowohl des täglichen als des magnetischen, ein schneller Zuck auf einmal in ein anderes Sein hinüberreißen? Man setzt in der Natur zu oft die Allmäligkeit voraus. Bedenkt den Zauberschlag, der im Nu ein neues Leben mit allen künftigen Bestimmungen anfängt. Vorher lagen alle Theile da, aber jeder

war sein eignes Ganze; und ein neues mußte daraus geschaffen werden; aber von wem? Von einem einzigen geistigen Wesen. So liegen um den nackten körperbefreiten Geist die höhern Elementenwelten von Aether [87] und Wärme und ein Augenblick umringt ihn durch seine unbewußten Kräfte mit einer neuen Hülle des Lebens. — Das Leben ist nicht mit der Seele, sondern in der Seele entflohen. Sie legt ihren organischen Zepter nieder. Die Geisterwelt, die er bisher beherrschte, entläßt er ihrer Dienste oder vielmehr sie verläßt ihn.

146.

Todes-Bilder.

Wenn eine Versetzung in ein fremdes Land mit Herausreißen aus allen alten Gewohnheiten, Menschen und Umgebungen uns schon schwer und unbehaglich wird: so ist dieß kaum ein fernes Bild vom Tode, der auf einmal alles, alles, was der Mensch in dreißig, fünfzig Jahren u. s. w. gewohnt und gesucht hatte, bis auf jede Kleinigkeit aufhebt, alles Alte entfernt und verwischt auf immer bis sogar auf den — gleichsam auf den Leib gewohnten und gepaßten Körper. — Daher ist dem Volke der Schlaf zum Theil Trost und Uebergang, weil der Tod ihm den Schlaf als das einzige Irdische fortzusetzen und mitzunehmen vergönnt. Auch der Glaube an die Seelenwanderung, d. h. an ein Wiederleben in den alten Gewohnheiten der Erde erleichtert das kurze Verlassen derselben.

147.

Todes = Furcht.

Insgeheim wird eigentlich der Tod mehr als die Schmerzen gefürchtet, in so fern er für Aufhören des Seins gehalten wird. Leicht ertrüge jeder alle, doch bald vorübereilende Schmerzen und das Sterben, wenn er nach Jahren, ja nach Jahrhunderten — die ihm dann im finstern Schlafe keine Zeit wären — wieder ins junge, grüne Dasein selber aufgrünen könnte. Auch ohne Vernichtung bleibt den meisten der Tod fürchterlich, wenn er ein Eintreten in ein ganz verschiedenes Leben ist. Aber wie viel von der Todes Furcht würde uns erspart sein, wenn die Phantasie nicht das Gerippe für den Stellvertreter und das Ueberbleibsel des lebendigen Menschen ansähe! Wenn wir eine ausgestopfte Haut, ja das ausgespritzte Adersystem eines Menschen sähen, wir scheueten schon weniger ein Sterben. Auch der wunderbare Bau des Gerippes, dieses Sparrwerks unsers ersten Hauses, wird uns eigentlich nur durch den Kopf so fürchterlich, weil im Leben dieser allein eigentlich den Menschen mit Augen und Lippen und Nase darstellt und wir nun in der Knochenform lauter Grabhölen statt der lebenden Fülle sehen. — Der Tod ist ja nicht Endigen einer Jugend oder eines langen Verhältnisses — denn er endigt ja nur die letzte der Jugend = und anderer Minuten, die längst dahin sind. — Wir wiederholen das Sterben nur zum letztenmale. Eigentlich stirbt uns nur die Erdenzukunft auf einmal, die aber auch stückweise an jeder Minute stirbt.

Wollen wir ewig die Vergangenheit bereichern? — Man kann ja durch das Sterben das Verlorne (die vergangne Zeit) nicht wieder verlieren. — Was will und vermißt denn der Sterbende als Zukunft? Und kann er diese nicht bekommen, obwohl eine andere als die alltägliche. Man beklagt die Todten über den Verlust einer Zukunft, die doch nur vierzig, fünfzig Jahre dauert, aber nicht sich über den Verlust einer Vergangenheit, deren Länge gar nicht zu ermessen ist. Und wir alle hätten uns über das Nichterleben der nächsten Jahrhunderte und Jahrtausende zu beklagen, in welchen gerade desto mehr Fülle sein muß, als ihnen Säkular-Winter [33] und Lenze vorausgegangen. — Doch ist in der Trauer ein versteckter Zweifel an Fortdauer; denn würden wir wohl einen auf immer in ein Freuden-Italien Abgereiseten betrauern, oder uns höchstens nur beim Abschiede, nicht aber ihn und uns später? Ohne heimlichen Unglauben an die Unsterblichkeit gäb' es weit mehr Muth gegen den Tod oder mehr Zufriedenheit mit dem Leben oder weniger Ueberschätzung desselben. — Die Menschen haben gar nicht das Herz, sich recht unsterblich zu denken. — Der begrabne Körper erdrückt vollends die Phantasie dermassen, daß sie den Geist nicht aus dem Sarge bringen kann, sondern so das Leben in ein elendes Grabloch einsperrt auf ewig. — Wer sich Unsterblichkeit noch denkt, wie der Türke, denkt sie sich so physisch, daß sein hiesiges Leben nicht erhöht wird, sondern das künftige als Fortsetzung des hiesigen vertieft.

148.

Sterbens-Trauer.

Man denkt sich in der Trauer nur den Kranken gestorben, nicht den Blühenden. Daher es viel fürchterlicher ist, das entfernte Sterben eines Geliebten, den man sich dann nur in der blühenden Gestalt des Abschieds denken kann, zu erleben — z. B. auf dem Schlachtfeld oder im Zweikampf — als das augenscheinliche Uebergehen einer verfallnen Gestalt in eine zerfallne. — Willst du bei den Resten deiner Geliebten trauern: so sind es doch mehr die, die ihn näher angehen als die Knochen im Grabe u. s. w. nämlich jedes Blatt, auf dem er dir einen wahren Theil seines Daseins und Geistes gelassen.

149.

Kinder-Verlust-Schmerz.

Den rechten Schmerz erfährt man erst im Alter, z. B. Verlust der Kinder. Im Alter wird man mehr vom Tode alter als junger Leute ergriffen, aber nicht etwa wegen der Gefahr, die uns das Schicksal unsers Ebenbildes droht — denn der Tod eines jüngern müßte uns ja noch weniger Hoffnung übrig lassen — sondern weil sie uns gewöhnlich mehr angehen durch längeres Zusammenleben, durch Aehnlichkeit ihrer Lebens-Verhältnisse.

150.

Alles vergeht.

Der Frühling geht jedes Jahr unter, so der Mensch. Ist die Rosenwange zarter als die Rose, die auch vergeht? Dein Gesang anders als der der Nachtigall, die auch verstummt? Zerlege dich sanft in deinen Staub, du Menschenblume. Er wird wieder ein Blumenstaub. Dein Blütengeist geht die Erde nichts mehr an. — Jeder Staub kann Blumenstaub werden.

151.

Größter Schmerz.

Der größte Schmerz ist, ein geliebtes Wesen durch einen Tod ohne Krankheit — oder, was dasselbe ist, in der Ferne der Krankheit — zu verlieren. Hingegen das Kranksein, das allmälige Sterben und Verschwinden der Aehnlichkeit gewöhnt langsam an das Fortgehen und ist eine lindernde Dämmerung vor der Nacht — indeß dort die Sonne ohne Dämmerung versinkt —; und der größere Schmerz kommt daher erst später, wenn hinter der kranken Gestalt sich wieder die blühende aufrichtet.

152.

Vorsehung.

Wenn jeder in seiner Lebensvergangenheit ein unwillkürliches Steigen entdeckt, oder vielleicht mehr Stromkrümmungen, die ihn eben zu dem Ufer bringen, und da absetzen mußten, wo er endlich das

rechte Ziel seines Lebens findet: so sollten wir bei verstorbenen Jünglingen u. s. w. doch keine Ausnahme von der Vorsehung (Glauben an die Vorsehung) machen, sondern annehmen, daß ja sie auch unwillkürliche Stromkrümmungen zu ihrem Ziele nöthig habe; und gingen diese sogar in den Todesfluß. Gibt es denn nur eine Vorsehung für 70 Jahre und keine für die Ewigkeit? — Da wir die geliebte Seele nur in den äußern Formen des Körpers kennen oder weissagen; da uns ohne Liebe, Sittlichkeit, Freude und Trauer derselben und deren Erwiederung nur durch den Körper, dessen Stimme und Angesicht geoffenbaret wird: so daß eigentlich der innere Mensch uns nur stets im äußern und als äußerer erscheint: so wirken die Zerstörzeichen für die äußern, wie Grab, Sarg, Leichenhemde so fürchterlich ins Herz als gingen sie den innern an. Dieser mit allem unsern Glauben an Unsterblichkeit ist uns doch in der Phantasie nicht trennbar von äußern, sondern mit diesem gehen uns alle theuere Zeichen und Bilder der Vergangenheit unter die Erde. Der Trost ist nur in der Vernunft, der Schmerz feurig in der Phantasie und dem Herzen. — Der Gestorbene ist uns Vergangenheit, so wie unsere Jugend uns eine ist. Er ist ganz hinweg so wie diese. Eigentlich ist freilich jeder Mensch vor uns durch seine Vergangenheit im selben Falle; aber seine Gegenwart verbirgt uns diese. — Der Wilde sagt nicht; er ist gestorben, sondern er war ein guter Mann. — An dem geliebten Verstorbenen verehren wir eine menschliche

Gottheit; ein geliebtes Wesen, das sich nicht mehr vor uns ändert als andere Geliebte.

153.

Scherz — Trost.

Der Scherz ist Genuß für den Augenblick — Trost der Ernst für das Leben.

154.

Der Tod, die Schule der Liebe.

Der Sohn, der verreiset ist, kann dich so wenig umarmen als der im Grabe — Und doch hast du jenen in der Dämmerung vor deiner Seele, indem du die Erinnerung seiner Liebe und Umarmung genießest. — Er ist aber so früh gestorben und hat also die Genüsse der Zukunft verloren. Aber haben nicht alle, die so früh starben, auch die Genüsse der nächsten Jahrhunderte verloren? — Und wenn überhaupt von Verlust der Genüsse die Rede ist, wie viele Tausende haben nicht Italien, die spätern Kunstwerke der Dichtkunst und ganze Völker das Christenthum entbehren müssen? — Jede schöne Handlung glänzt uns im Verstorbenen fort; sie ist der Edelstein, den die Mexikaner in die Asche des Todes legen, damit er das Herz vorstelle. — Die Liebe für einen Gestorbenen gibt uns die erste Liebe wieder und mehr. Durch das Sterben lernen wir recht lieben, das Wesen erscheint uns unverändert, ohne den Wechsel seiner und unsrer Launen. Der Todte

Bayerische
Staatsbibliothek
München

bleibt ein fleckenloser verklärter Gegenstand der Liebe wie der in einer ersten Liebe; und die Zeit gibt ihm blos. So gewinnt immer das Herz, sobald es nur etwas recht uneingeschränkt und unablässig zu lieben hat.

155.

Gott glauben gibt wahre Zufriedenheit.

Ist man nur einmal recht fest überzeugt, daß es einen liebenden Gott gibt: so muß man eigentlich, da er zugleich der allsehende ist, mit jedem noch so bittern Schicksal zufrieden sein; denn so wenig wir ihn in der Weltgeschichte verstehen, so noch viel weniger fassen wir ihn in unserer Geschichte, und zwar eben weil das Große und Viele der Weltgeschichte leichtere und größere Punkte der Einsicht gibt, als die eigene.

156.

Unsterblichkeits-Gefühle für den Irdischen, für den Gläubigen.

Für den irdischen gemeinen Menschen ist eigentliche Unsterblichkeit grausenhaft, nur für den Höhern entzückend; so erscheint der Himmel gesehen im Meer als furchtbare Tiefe, aber über uns blos als erhabene Höhe. Und für den Gläubigen der Unsterblichkeit scheint die Sonne wie am Aequator auf dem Boden des Brunnens hinab, für den Ungläubigen nur an die Seite.

157.

Welten-Zusammenhang.

Am Schmetterling wächst im Wurm alles zugleich größer, Puppe, Schmetterling, nur sind die Glieder mit einer Feuchtigkeit angeschwollen, die erst verrauchen muß. So kann nichts für diese Welt in uns wachsen, was auch nicht für die andern wächset.

158.

Der Unsterblichkeit höchstes Ziel.

Die Liebe Gottes.

Wir wollen bei Ausmalung des Gedankens der Unsterblichkeit vom Abgrund-Schauder dabei nicht zusammensinken, mit dem uns ja der aufgemachte Sternenhimmel mit seinen schimmernden Abgründen erfüllt, sondern keck in die Fülle hineinsehen. Fortsteigen und Ausbreiten der Moralität — denn woher wissen wir denn, daß es keine andere (nicht blos höhere) Tugenden gebe als die menschlichen? Eingehüllt ist vielleicht jede in uns, aber von dem in die Raupe verhüllten Schmetterling ist wenig sichtbar ohne Messer und Glas. In der rein sinnlichen Liebe des Wilden ist gewiß ein Analogon [39] der zärtesten und reinsten eingewickelt; aber ihm und uns bleibt dieser heilige Keim verborgen und versenkt, so wie wieder im Thier das Analogon des Wilden ist. — Wie muß die Liebe gegen Gott zunehmen, dessen Unendlichkeit sich immer mehr in einer Unendlichkeit der Zeiten offenbart und doch

nie zu erschöpfen ist. — Für den Liebenden gibts keine größere Entzückung, als die Aussicht, noch stärker lieben zu können, und die Kräfte, nicht blos die Anlässe dazu, voraus zu wissen. -- Und die in einander greifende Vermehrung unsers Werths und des fremden verdoppelt auch unsere Liebe gegen andere Wesen. Könnte nicht die Unsterblichkeit zur Auslöschung des Hasses bestimmt sein durch die Veredelung der schlechtern Menschen? Warum soll Gott nicht so unendlich geliebt und erkannt werden, als ein endliches Wesen vermag? — Wir bekommen immer neue Räthsel und Abgründe zu sehen. — Gebt uns Unsterblichkeit der Seele: so ist die Eitelkeit dieses Lebens etwas Erfreuliches, ein schönes Spiel; was thut das Fliehen, wenn ewig nachkommt? Wie schön werden die Freuden durch Zukunft ihrer Fortsetzung! Wie leicht die Schmerzen durch die Oeffnung einer unendlichen Bahn! Wie wichtig selber unsere kurzen Bestrebungen, da wir sie nun fortsetzen können!

159.

Unsterblichkeit-Glaubens-Blicke.

Dem Gläubigen an Unsterblichkeit wird der Anblick der Menschen ganz anders, ihm werden sie aus Sandkörnern Sterne; in den Syrischen Wüsten sieht man am Tage nur Sand, Nachts nur Sterne; daher deren Anbetung. Bei dem Glauben an Unsterblichkeit ist der Mensch eine Zypresse, wo alle Zweige auch die kleinsten sich gerade auf nach dem Himmel richten.

160.

Leben, Sterben, Wiederleben.

Ansicht nach Göthe.

Leiber nach Leibern werden beseelt; vom Menschen an, überall Leben, Sterben, Wiederleben. Aber das Einzelne ist nichts. Eben so gut das Blatt und die Blattlaus; die Künstlichkeit dieselbe. Jenes Steigen und Erlöschen des Lebens und der äußern Verhältnisse sehen wir ja überall und ein Bischen Verstand, das der Mensch mehr hat und das ihm allein so groß dünkt, entscheidet hier nichts. Das Ungeheuere des Entstehens setzt Vergehen voraus. So haben wir denn einen Eiertanz, der bald zertritt, bald verschont, aber zuletzt doch alles niederstampft.

161.

Einziges unbedingtes Gebet.

Das einzige Gebet, das wir kühn und ohne Bedingung thun dürfen, wäre das um unsere Fortdauer.

162.

Zusammenhang der Gegenwart und Zukunft des Lebens.

Die Unbestimmtheit der Zukunft — die matte Farbengebung — die Abtrennung und Verschiedenheit vom hiesigen Leben — der ferne dunkle Hintergrund, der am Ende dem Nichts einer Nacht gleich sieht, die christlichen Gemälde der Zukunft be-

ben zu sehr den Zusammenhang zwischen Jetzo und Künftig auf, um uns freudige Einwirkungen und Blicke zu geben. Sogar der Türke stärkt seinen Blick froher an dem vor ihm hängenden Paradiesgarten, der nur durch höheres Hangen sich von seinen tiefern Gärten unterscheidet. — Freilich trübt sich uns das blühende Fern-Eiland durch die Schlucht eines Grabens, worüber wir müssen, und durch den kalten Weg des Alters dahin. — Aber laßt uns alles das einmal wegdenken und die Welten und Sonnen dicht an einander rücken, so daß unsers Daseins Gang geradezu, unabgebrochen aus einer Welt in die andere ginge: würden wir über einen Untergang der Sonne uns mehr betrüben als jetzo, wo während einer Reise die Sonne ja auch auf- und untergeht?

163.

Hoffnung von Gott.

Von Gott kann man nicht zu viel hoffen, denn er gab ja der Schöpfung alles übermäßig. Alle Wesen müssen doch einmal recht innig geliebt werden, wie von unserm Gott; und dazu taugt eine Mutter am besten, und doch gibt ihr Gott diese Wesen, damit seine Liebe sich in der mütterlichen ein wenig wiederhole, nachspiegle.

164.

Das Wiedererkennen in der Unsterblichkeit.

Das Wiedererkennen ist der Kardinalpunkt [90]
der Unsterblichkeit für das Herz der Liebe; und die-

ses Wiedererkennen ist auch ohne irdische Aehnlichkeiten möglich. Denn wenn schon hier auf eine uns unbegreifliche Weise das Gesicht mit lauter unähnlichen Körpertheilen doch das Gemälde des Geistigen, der Liebe, der Freude werden muß: so kann es ja noch tausend uns unfaßliche Arten geben, womit Geister sich einander zeigen und verrathen.

165.

Die höchste Gabe des Menschen.

Erinnerung.

Erinnerung ist die höchste Gabe; man erkennt sie nur nicht so an, weil man sie nur theilweise verliert — im Großen behält; aber laßt nur einen Menschen jede Minute die andere vergessen und seht dann, was er ist? Wir sind ja die Geschöpfe der Vergangenheit, also des Gedächtnisses. Die Erinnerung uns nehmen, heißt uns Nackten nichts lassen, als den bloßen gegenwärtigen Augenblick, nach welchem wieder Erinnerung anheben soll.

166.

Ewigkeit.

Niemand bedenkt das Wort Ewigkeit; sogar eine unendliche Zeit als Lohn oder Folge eines irdischen Augenblicks wäre Unsinn — Alles Fortleben kann nur ein Steigen und Bessern sein, sonst eine unendliche Langweile — Wohin gehört das sterbende Kind von zehn Jahren? — Die Unsterblichkeit ist gewiß, aber die Art derselben verhüllt. — Sogar für eure schwache Liebe verlangt ihr Un-

sterblichkeit als Lohn, welche sich ja erkältet von einem Wölkchen wie der Brennpunkt des Brennspiegels, wenn eines darüber zieht — »Nichts Gutes in euch ist ewig und ihr wollt Ewigkeit.« — Wir wollen ja die Unsterblichkeit nicht als Lohn der Tugend, sondern zur Fortdauer der Tugend. Die Tugend kann so wenig als die Freude belohnt werden; aber Fortdauer ist der einzige Lohn.

167.

Dulden — Handeln.

Für das Dulden kann der Mensch einen Himmel erwarten, aber nicht für das Handeln. Das Leiden können wir nicht immer abwenden, aber wohl das Sündigen. Eine gute Handlung belohnen, heißt die Befriedigung des ästhetischen [91] Geschmacks, oder einen Kuß der Liebe belohnen. Die Tugend und vollends ewig belohnen, hieße den Genuß eines Kunstwerks belohnen. Aber gleichwohl gehört dem Tugendhaften schon als Menschen das Glück, da wir den Widerspruch zwischen Gesinnung und Empfindung nicht ertragen; daher Gott der Allselige ist als der Allheilige.

168.

Die ewige Liebe.

Woher kämen denn alle Zeichen der Liebe und der Fürsorge für unsere Freuden, wenn der Gottheit unsere Leiden gleichgültig wären? — Alle Zwecke der Schöpfung, nämlich des Lebens waren zu befriedigen, ohne die Lockung der Freude, durch die

bloßen Sporen des Schmerzes, und es ließe sich leicht eine Welt denken, wo ohne die Reize der Freude alles Leben doch seinen jetzigen Gang gienge; ja wo die Schmerzen ganz als dieselben Räder im Uhrwerke fortwirkten. Dieß aber wollte die ewige Liebe nicht. Der Trieb nach ungewisser Lust lockt Thiere und Menschen nicht so unaufhaltsam als die Scheu vor den gewissen Schmerzen sie spornt. Unsere Haut ist die Flughaut des Lebens oder das Segel; aber eben sie wird mehr vom Griffel des Leidens durchzeichnet oder vollgeschrieben als mit dem Pinsel der Freude gefärbt. —

169.

Wunderbarste Verknüpfung des Geistes mit dem Leibe.

Der Unendliche wußte auf dem Thierischen und Unreinen das Reinste und Heiligste wie auf Lohbeeten die zarteste weiße Blume zu erziehen, nämlich die Liebe auf den Beeten der Fortpflanzung. Es soll hiemit nur die Möglichkeit angedeutet werden, welche wunderbare Verknüpfung Geist und Leib eingehen können.

170.

Todes-Eitelkeiten-Drei.

Der Sarg, der Leichenprunk, das Grabdenkmal.

Eigennamen- und Fremdwörter-Erklärungen.

1. Studien — Kenntnisse und Wissenschaften.
2. Didaktisch — belehrend.
3. St. Gotthardsberg — ein hohes Bergthal in der Kette der höchsten Alpengebirge an der Südgränze des Cantons Uri, in dessen Mitte ein Kapuziner-Hospizium nebst Spital und Güterlager liegt. In dieser Gegend schlug Massena am 25. September 1799 eine ungeheure Schlacht, auf welche J. P. sich hier bezieht.
4. Spitzbergen — ist eine große Inselgruppe, nordöstlich von Grönland, das nördlichste Land auf der nördlichen Erdhälfte, im Eismeere an der äußersten Polar-Gränze. Die strengste 10monathliche Kälte des Winters, die glühendste Hitze des 2monathlichen Sommers ist gleich unerträglich; auch ist hier der längste Tag und die längste Nacht, welche 5 Monate dauern.
5. Paralellenkreise — gleichlaufende Breitenkreise; sind an der künstlichen Erdkugel, die dem Aequator (Erdgürtel) gleichlaufenden Kreise, von welchen jeder einzelne durch alle diejenigen Punkte der Erdoberfläche geht, die eine gleiche Breite, d. h. gleichen Abstand vom Aequator haben.

6. **Isisschleier** — Isis, die Gemahlin des Osyris, eine ägyptische Fabel-Göttin, die als Io oder Mond, auch als Erfinderin vieler Künste verehrt wurde. Sie wird mit einem Schleier abgebildet, um die Geheimnisse der von ihr erfundenen Künste anzudeuten.
7. **Universums-Manufaktur** — Weltall-Werkstatt.
8. **Musaik** — Stein- oder Glas-Malerei, auch Mosaik, besonders bei den Alten bekannt und beliebt.
9. **Enzyklopädistenschule** — eine allgemeine Wissenschaften-Schule; auch die Schule der philosophischen Naturalisten und Atheisten, die alles auf ihr Ich beziehen.
10. **Organisch** — verwachsen; mit Organen oder Werkzeugen, innern Gefäßen, Geröhren u. s. w. zum Wachsen, Leben und Empfinden versehen.
11. **Tabor** — Berg oder befestigte Anhöhe; auch ein Berg in Galiläa.
12. **Orkus** — Hölle, Schattenreich.
13. **Sympathetisch** — geheimkräftig, geheimwirkend; sympathetische Dinte, deren Züge erst durch die Wärme oder durch eine Flüssigkeit sichtbar werden.
14. **Perlschrift** — die kleinste Druckschrift.
15. **Grobmissalfraktur** — die größte Druckschrift; bei Meß- oder Choralbüchern gebräuchlich.
16. **Lykurg** — der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, welcher um das Jahr 888 vor Christi Geburt lebte.

17. Solon — einer der (sogenannten) sieben Weisen und der berühmte Gesetzgeber von Athen, um 639 vor Chr. geboren.

18. d'Alembert, Jean le Rond — einer der berühmtesten Mathematiker des XVIII. Jahrhunderts, vorzüglich als Geometer; geboren zu Paris 1717. Er schrieb anfangs nur mathemathische und naturhistorische Abhandlungen; später aber machte er sich auch an die schönen Wissenschaften, auf welcher Bahn er sich nicht minder Ruhm erwarb. Alle seine Schriften zeichnen sich durch reine Diction und seltene Kraft der Gedanken aus. Er wurde von Friedrich II. nach Berlin eingeladen, und von der Kaiserin von Rußland eigenhändig ersucht, die Erziehung ihres Sohnes zu übernehmen; allein er fand es für gut, weder das Eine noch das Andere anzunehmen. Er starb 1783 und ließ durch seine Schriften seinem Namen ein unsterbliches Denkmal zurück.

19. Le malheur d'être — das Unglück zu sein, zu leben.

20. Polype — der Vielfuß; Vielarm. Die Polypen sind 1) kleine Pflanzenthierchen mit vielen Armen oder Fühlfäden; 2) widernatürliche Gewächse (faserige Fleischgewächse) in verschiedenen Höhlungen des menschlichen Körpers.

21. Herschel, Wilhelm — der berühmteste Astronom des vorigen Jahrhunderts, ward 1738 in Hannover geboren. Er trat, 14 Jahre alt, als Hautboist im Regiment der hannöverischen Fußgarde ein und kam 1757 nach London, um

sich in seiner Kunst höher auszubilden, widmete sich aber später der Mathematik. Was er in Fergusons Wundern des Himmels gelesen hatte, entzückte und begeisterte ihn. Er wollte selbst sehen; aber ein Teleskop, wie es dazu nöthig war, überstieg seine Vermögenskräfte; er entschloß sich also, selbst einen zu verfertigen, und brachte nach manchen vergeblichen Versuchen 1774 einen fünffüßigen Reflektor zu Stande. Er verfertigte nacheinander mehrere, deren einige von 20 Fuß Länge waren. Und nun war sein Glück gemacht; Georg III. setzte ihm einen Jahrgehalt aus, der ihn aller Nahrungssorgen überhob; daher er auch im Jahre 1789 sein 40füßiges Riesen-Teleskop, das 6450 Mal vergrößerte, vollendete. Er wurde mit der Doktorswürde beehrt und der König ernannte ihn 1816 zum Ritter des Guelphenordens; die astronomische Gesellschaft in London erwählte ihn zu ihrem Präsidenten. Mit einer Abhandlung über 145 neue Doppelsterne vollendete er 1820 sein großes Tagewerk und starb 1822 einen Sohn hinterlassend, der in der Mathematik und Physik das Talent des unsterblichen Vaters ererbt hatte.

22. Mikropisch — klein.

23. Zangenzwicken rc. — die Namen von Folter- oder Marterwerkzeugen, welche in frühern Zeiten bei den Verhören der Verbrecher, um sie zum Geständniß der Wahrheit zu bringen, angewendet wurden.

24. Das Aetherische sucht den Aether — das Himmlische sucht den Himmel.

25. Lauwinen — oder Lavinen heißen in der Schweiz die großen Schneemassen auf den hohen Alpen, welche sich immer vergrößernd in die anstoßenden Thäler hinabrollen und oft ganze Häuser und Dörfer bedecken; sie werden durch die kleinste Erschütterung der Luft in Bewegung gesetzt; daher nehmen Reisende stark geladene Pistolen mit, die sie an Orten, wo sie außer Gefahr stehen, abfeuern, um die Luft zu erschüttern, und die Lavinen früher gehend zu machen, oder ihre Festigkeit zu erproben.

26. Der Himmelsglobus des Erdglobus der Organisazion — die Himmelskugel aus der Werk- (Geburts-) Stätte des innern Belebungsbaues.

27. Hufeland, Christ. Wilhelm — königl. preußischer Staatsrath, Leibarzt des Königs von Preußen, Direktor des Collegii med. chir. und erster Arzt der Charité zu Berlin. Einer der vorzüglichsten lebenden praktischen Aerzte und medizinischen Schriftsteller unserer Zeit, 1762 zu Langensalza geboren. Unter seinen zahlreichen medizinischen Schriften hat das System der praktischen Heilkunde den ersten Platz, so wie er sich durch die Anlegung und Herausgabe eines Journals der praktischen Medizin ein großes Verdienst um die Heilkunst erwarb.

28. Hamadryaden — Waldgeister, Baumnymphen; weibliche Schutzgeister der Bäume.

29. Spiritus rector — der belebende Geist; das Geruchwesen der Pflanzen; der Riechstoff.
30. Phantasieren — schwärmen; mit seinen Gedanken umher schweifen.
31. Abstrahieren — abziehen, absondern; etwas aufgeben, fahren lassen.
32. Vikariat — Amt- oder Stellvertretung.
33. Arterien — Pulsadern.
34. Aorta — Hauptschlagader; linke Herzröhre.
35. Chaos — das Urgemenge, das Gewirre.
36. Antike — ein Alterthum; hier, das alte Kunstwerk.
37. Theolog — Gottesgelehrter, Glaubenslehrer.
38. Parziell — theilweise.
39. Herbart, Joh. Friedrich — 1776 zu Oldenburg geboren, derzeit Professor der Philosophie und Pädagogik zu Königsberg, Verfasser mehrerer pädagogischer und philosophischer Werke.
40. Teleologische Bemerkungen — zwecklehrige Bemerkungen.
41. Symmetrie — Ebenmaß, Gleichmäßigkeit; übereinstimmendes Verhältniß der Theile zu einander.
42. Mechanismus — das Getriebe; der Bau oder die innere Einrichtung eines Triebwerkes, wodurch die Kraft in derselben ihre Wirkung hervorbringt, daher auch die Triebkraft.
43. Instinkt — Naturtrieb; natürliche Neigung.
44. Psyche — die Seele; auch ein Schmetterling, als Sinnbild des Lebens und der Unsterblichkeit der Seele.

45. Swammerdam, Dr. Johann — ein berühmter Arzt und vorzüglicher Anatom zu Amsterdam, wo sein Vater Apotheker war, wurde 1637 daselbst geboren, vollendete seine Studien zu Leyden, wo er auch 1667 die Doctorwürde erhielt. Er hat mehrere vortreffliche Werke geschrieben, worunter das vorzüglichste: Die Bibel der Natur u. s. w. ist. In diesem Werke zeigte er sich als einen genauen und scharfsichtigen Beobachter der Natur; die Figuren sind außerordentlich schön und alles bis auf die Eingeweide der Bienen mit der größten Genauigkeit gezeichnet. An der Spitze dieses Werkes findet sich sein Leben von Boerhave beschrieben. Er starb 1680 in seinem Geburtsorte.

46. Farbenspektrum — eine ausgemahlte Gestalt, ein ausgemaltes Bild.

47. Grétry, André Emil Modeste — ein berühmter französischer Tonkünstler, 1741 zu Lüttich geboren. Schon im Jahre 1799 belief sich die Zahl seiner komponirten Singspiele auf 73, davon einige noch jetzt mit Beifall gegeben werden. Er starb im Jahre 1813 zu Paris. Nach seinem Tode stritten sich die beiden Städte Lüttich und Grenoble um sein Geburtsort; und es wurde entschieden, daß sein Herz der letztern Stadt, nämlich Grenoble, verbleiben solle.

48. Optik — die Lichtlehre, Sehekunde; die Lehre von den Wirkungen des Lichtes auf unsere Augen; hier dichterische Sehkraft.

49. Tartarus — nach der römischen Fabellehre der Aufenthalt der Verdammten in der Unter-

welt; insgemein die Hölle, das Todten- oder Schattenreich.

50. Reflexion — Betrachtung, Erwägung; das Nachdenken, Ueberlegen.

51. Idealistisch — denkbildlich, gedankenbildlich.

52. Psyche — siehe Nummer 44.

53. Metaphysik — die Uebersinnlichkeitslehre; die Hauptwissenschaft der untersuchenden Philosophie, deren Gegenstand die übersinnliche Erkenntniß sein soll.

54. Moralität — die Sittlichkeit; das sittlich Gute.

55. Parzen — fabelhafte Lebensgöttinnen, Verhängniß- oder Schicksalsspinnerinnen, deren drei (Schwestern) sind, die das menschliche Leben unter dem Bilde eines Fadens fortspinnen und also alle glücklichen und unglücklichen Ereignisse in dasselbe einweben. Ihre Namen sind: Klotho, Lahesis und Atropos. Die erste soll die Spindel mit Wolle umwickeln und den Faden anknüpfen, die zweite den Faden fortspinnen und die dritte ihn abschneiden, wornach der Mensch stirbt.

56. Atmosphäre — der Dunstkreis; Luftkreis der Weltkörper.

57. Kraß — eigentlich graß, fürchterlich, gräulich.

58. Romantische — dichterische; auch schwärmerische—.

59. Illusion — die Täuschung; das Blendwerk; Wahnbild.

60. Hokuspokus — das Gaukelspiel; das Blendwerk.

61. Transubstanziazion — die Wesenverwandlung.

62. Weder Elektrizität noch Magnetismus — weder das Lebensfeuer noch die Lebenanziehungskraft.

63. Leibnitz, Gottfried Wilhelm Freiherr von — zu Leipzig 1646 geboren, war einer der größten Philosophen seines Zeitalters, der Stolz der deutschen Nation, sowohl wegen des Umfangs seiner Kenntnisse, als wegen der Tiefe seines Verstandes, der Größe seines Genies, und wegen des rastlosen Eifers für die Aufnahme der Wissenschaften und für die Verbreitung einer vernünftigen Denkungsart. Unter seinen philosophischen Schriften ist die vorzüglichste die weltberühmte Theodicea (Essai de Théodicée 1710) d. i. Gottesvertheidigung, oder Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung wegen des Uebels in der Welt, der sich zunächst die Theorie über die Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens (Essai sur l'entendement humain, 1715) anreiht. Er starb im Jahre 1716 in einem Alter von 70 Jahren. Seine Gebeine ruhen am Schlusse der großen Allee zu Hannover in einem tempelförmigen Monumente mit der einfachen Umschrift: Ossa Leibnitii.

64. Grazie — eine Huldgöttin; sonst auch die Anmuth.

65. Reflektirtes — zurückgestrahltes, erinnerndes Bewußtsein.

66. Aequator — Mittelkreis der Erdkugel; die Mittellinie, auch kurzweg die Linie.

67. Physiologisch — sinnlich, körperlich; auch naturlehrig.

68. Instinkt — der Naturtrieb; natürliche Neigung.

69. Konzentrisch — mittelpunktig.

70. Blumenbach, Johann Friedrich — einer der größten noch lebenden philosophischen Naturforscher Deutschlands, 1752 zu Gotha geboren. Er war eine der ersten Zierden der Universität Göttingen, auf der er durch mehr als 40 Jahre vielbesuchte Vorlesungen über Naturgeschichte, Physiologie, Astrologie, Anatomie, vergleichende Pathologie und medizinische Literargeschichte hielt. Sein meisterhaftes Handbuch der Naturgeschichte hat schon die 15te Auflage erlebt.

71. Fötus — der Fruchtkeim in Menschen oder Thieren.

72. Simultan — gleichzeitig zusammentreffend.

73. Teleskop — der Fernspäher, Fernspiegel; ein großes weites Fernrohr, worin ein zurückstrahlender Spiegel angebracht ist, und das vorzüglich zur Beobachtung der Gestirne gebraucht wird. Das größte dieser Teleskope, ein vierzigfüßiges, ist von dem berühmten englischen

8 *

Astronomen Wilhelm Herschel gebaut; jedoch ist selbes mehr ein Gegenstand der Bewunderung als der Brauchbarkeit, und keine seiner vielen höchst wichtigen astronomischen Erfahrungen verdankt demselben ihre Entdeckung.

74. Mythologie der Indier — indische Götterlehren.

75. Metaphysischen — übersinnlichkeitslehrigen. (Siehe Nummer 53.)

76. Steffens, Heinrich — geboren 1773 zu Stavanger in Norwegen, ein berühmter Philosoph und Naturforscher unserer Zeit, auch Verfasser mehrerer philosophischen, naturhistorischen und einiger politischen Schriften; gegenwärtig ordentlicher Professor der Physik und philosophischen Naturlehre zu Breslau.

77. Sadduzäer — eine von den vier Hauptsekten der Juden, deren Stifter Saddock 200 Jahre vor Christus lebte. Er lehrte, daß die Tugend wegen ihrer selbst und ohne Rücksicht auf Belohnung ausgeübt werden müsse, und daß in einem andern Leben weder Bestrafung noch Belohnung Statt fände, daher seine Anhänger auch die Unsterblichkeit der Seele läugneten, und weder an Engel noch Geister glaubten.

78. Fikzion — Vorwand.

79. Sukzession — Nachfolge.

80. Dakapo — Wiederholung.

81. Adagio — Gefühl-, Schwermuth- oder Trauerstück. Mollton — weiche Tonart; die von

ihrem Grundton durch die kleine Terz aufwärts steigt.

82. Intensiv — innerlich.

83. Körperlicher Ballast — Körperbeschwerung; sonst wird Ballast die Steinlast genannt, welche in das Hintertheil des Schiffes, das keine hinlängliche Ladung von Gütern hat, geworfen wird, um die erforderliche Schwere und das Gleichgewicht gegen Wind und Wellen zu erhalten.

84. Lambert, Johann Heinrich — einer der größten Philosophen und Mathematiker des 18. Jahrhunderts; geboren 1728 zu Mühlhausen im Sundgau, wo sein Vater ein Schneider war. Da er eine gute Hand schrieb, erhielt er eine Kopistenstelle und im 15. Jahre eine Buchhalterstelle in einem Eisenwerke, im 19. Jahre ward er Hofmeister im Hause des Präsidenten von Salis in Graubündten und begleitete seine Zöglinge nach Göttingen, Utrecht und nach Frankreich. Kurz darauf wurde er Mitglied der Münchner Akademie; 1764 ernannte ihn Friedrich II. zum Oberbaurath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, welche Aemter er bis zu seinem Tode im Jahre 1777 begleitete. Er hat große Verdienste um die gesammten mathematischen Wissenschaften; namentlich um die praktische Geometrie und Astronomie. Unter seinen Schriften zeichnen sich die kosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues durch die Tiefe des Geistes besonders aus.

85. Suspension — Einstellung, Hemmung der Wirkungen.

86. Lebens-Organe — Lebens-Werkzeuge.

87. Aether — Himmelsluft.

88. Säkular-Winter — hundertjähriger Winter.

89. Analogon — Aehnlichkeit.

90. Kardinalpunkt — Hauptpunkt.

91. Aesthetischer Geschmack — Schönheitsgeschmack.

Besondere Bruchstücke

über die

Unsterblichkeit der Seele.

Anhang zu Selina.

1.

Bewußtsein.

Der Allgeist, nicht das Alleben; denn Leben ist ohne Bewußtsein. Ein vollendetes unendliches Bewußtsein seiner Selber kann kein Mensch fassen, aber irgend eines muß da sein, sonst gäbe es überhaupt kein Bewußtsein.

2.

Vorsehungs-Thätigkeit.

Die Vorsehung hat wie die Sonne für die Völker dreierlei Anschein der Thätigkeit; zuerst die jüdische und gemeine, daß sie wie die Sonne um unser Erdchen täglich rennt — die zweite, daß sie selber steht und nur um sich selber bewegen läßt; die dritte, daß die Sonne geht, aber nicht um ihre Welten, sondern mit ihren Welten und einen unendlichen Gang beschreibt.

3.

Zweck Gottes.

Nicht das Um-, sondern das Fortschreiten kann für Gott Zweck sein; bei jenem fände die Langweile der Ewigkeiten statt.

4.

Gottes Regierung der Erde.

Wenn sogar ein böser Gott die Welt regierte, wie schon manche Völker geglaubt: so wäre er doch nichts weiter als ein Timur [1], wie oft in der Geschichte; aber Gott weiß doch endlich einen Gift-Timur in eine Arznei aufzulösen.

5.

Die Wunder der Erde als Zeugen für die Allmacht Gottes.

Eine Erde ist nicht zu verachten, an welche Gott so viel Verstand in Gewächsen, Thieren u. s. w. gewandt. Daß wieder alles Kunstreiche zerstört und wieder nacherzeugt wird, sollte uns eine neue Bewunderung zurücklassen, da wir vielleicht gerade die größte über jedes einzeln haben würden, wenn es nur Einmal da wäre, z. B. Eine Biene, Ein Auge.

6.

Gott.

Ohne Gott wäre der unendliche Verstand im Bau der Welt Nothwendigkeit und das Herz des Menschen Zufall, d. h. sein Lieben und sein Sittlichfühlen.

7.

Was ist die Allmacht?

Sogenannte Allmacht ist mehr Theologen-Wort. Denn Macht setzt Widerstand voraus; und wie kann

es einen geben, wenn man den Widerstand selber geschaffen? — Die Allwissenheit wäre blos ein Selberbewußtsein. — Was gäb' es für ein Verhältniß der Macht des Unendlichen zu der Macht des Endlichen? Gott ist die unendliche Liebe. Was heißt dies? Jede Liebe hat Bedürfnisse und fodert Erwiederung. Die Aeltern lieben, aber ungeliebt und ohne Bedürfniß. So die göttliche Liebe, welche kein Glück braucht, sondern nur jedem gibt. — Es gibt keine Allmacht, sondern eine Alliebe, die höher steht und aus welchem unser Lieben kam und zu ihm hinaufgeht. Was aber Liebe ist, das weiß die Philosophie nicht.

8.

Philosophie ohne Religion.

Was hat man denn eigentlich von unsrer und jeder Philosophie als daß man sich, wenn man die Auflösung einiger Welträthsel von ihnen annimmt, zuletzt noch tausendmal stärkere Unglaublichkeiten zum Kaufpreis muß gefallen lassen, als die Natur uns aufzulösen gab. Die Philosophie setzt stets nur eine Unbegreiflichkeit und Unverdaulichkeit an die Stelle der frühern, aber eine weit größere. Die Religion überdeckt und versüßt wenigstens ihre Unglaublichkeit mit der moralischen Foderung des Glaubens an Geheimnisse. — Man nenne eine Philosophie, die für den Verstand nicht mit etwas Krasser-Unbegreiflichen aufhöre als die Anschauungen des gemeinen Menschenverstandes; und die Skepsis [2], als die Hausfeindin beider, beschenkt uns blos mit Allem auf einmal.

9.

Ohne Unsterblichkeit keine moralische Schönheit.

Will man sich die Unsterblichkeit wegdenken aus dem Weltenplane: so wählte also Gott ein stäubendes Vorüberfliegen von Seelen, deren Zeitlichkeit für ihn gar keine Existenz haben kann — für die Seelen selbst aber hat er keine Zwecke und Absichten, da sie sogleich untergehen. — Die moralische Schönheit ist auf eine zerfallende Seifenblase gemalt; und Gott wäre ein bloßer Gewändermaler; hinter den Gewändern steckte nichts.

10.

Geistige Kräfte und körperliche Erfolge.

Kraft kennen wir nur aus uns, durch unser Wollen und Thun; außen ist nur Aufeinanderfolge. Wir kennen eigentlich nur uns und unsere Kraft, alles andere Aeußere wird nur bezogen auf uns. Leben kommt nur aus Leben, ein Gedanke nur aus einem Gedanken. Wir kennen nur Eigenschaften, keine Wesen außer uns und jene nur in uns dargestellt. Wir kennen nur geistige Kräfte und körperliche Erfolge. Wir können eigentlich gar nicht sagen, welche Wesen groß oder klein sind, da wir uns nur nach uns ausmessen. Die Berge der Erde geben im Monde (bei der Mondfinsterniß) keine Unebenheiten unserer Kugel und ihr Schattenriß verrinnt unterwegs zu Nichts. Das Wollen kann nicht durch mehre Theile, sondern nur in Einem entstehen. Ein vertheiltes Wollen wäre in jedem (ein=

zelnen) Punkte ein unvertheiltes. Keine Kraft wirkt allein im All, also auch der Geist nicht. Wir kennen nur Bündel von Kräften, Kraftgruppirung, Kräftewelt, Kraftgeflecht, Ehe, Einkindschaft, Unio hypostatica [3], Erbverbrüderung, Gütergemeinschaft, Kraftverein.

11.

Geist-Verhältniß zur Körper-Welt.

Der Geist ist so unsichtbar, wie sein Wort; ist aber im Worte nicht alles Höchste, alle Liebe? Ist es verloren, wenn die Luft, die es trägt, fort ist. Sogar, wenn man ein allgemeines Leben, eine Weltseele annähme, die sich in einer gewissen organischen Verbindung bewußt wäre — jedoch aber sich selber wieder von ihrem Bewußtsein in einem fremden Individuum unterschiede, was eigentlich nicht denkbar — so müßte sie mitten in der Umgebung von Licht und andern Kräften ja auch wieder ein Bewußtsein sich verschaffen. Die geistige Kraft der Thiere, wenn sie mit dem Körper vergeht, spiegelt ja nur in der Tiefe unser Verhältniß und Schicksal nach; und die Schlüsse müssen von beiden gelten. So könnte der Affe Unsterblichkeit fodern und sie der Meerkatze absprechen; so das Pferd sie verlangen und dem Rinde sie abstreiten und dieses sie dem Insekt u. s. w. — Sogar der höchst Gebildete könnte einem Pescheräh [4] und einem Kretin [5] Fortdauer absprechen. — Lauter Reiche des Entstehens oder Vergehens, keine des Wiederkommens und Steigens. Wie soll das

nie veraltende Alte Neues verbürgen oder nur erlauben? — Die Abhängigkeit des Geistes vom Körper ist wechselseitig, obwol nicht so empfunden. Der sogenannte Körper als ein System von Kräften, die darum nicht weniger geistig sind, weil sie unserm Geiste als Empfindung der Ausdehnung und der Bewegung erscheinen. Nur Kräfte fließen auf Kräfte ein; und das Niedrige liegt nicht im Einwirkenden — z. B. bei der sinnlichen Liebe — sondern in Empfindungen, nicht im Tiefern, sondern im Höhern. Das Körperliche selber kennen wir nur durch das Ich. — Schneide dem Ich eines Göthe bei der Geburt Sehen, Hören, Riechen, Schmecken ab; aber nicht das Gefühl: doch wird sich ein Ich entwickeln, aber welches? — Wie werden dann bloße Gefühlempfindungen zu den Ideen des Gewissens u. s. w. stehen? — Aber ist im Geist einmal das Reich der Sichtbarkeit oder Hörbarkeit gewesen: so geht es doch nicht unter, vernichte man auch immer die Sinnenwerkzeuge nachher.

12.

Gedächtniß.

Das Gedächtniß, das eigentlich behaltende kann nur im Geiste liegen, der aber dazu körperliche Bedingungen braucht, die er ja aber auch nach der Zerstörung des Gehirns in andern Körpern sich aneignen kann. Das Gehirn ist ja keine Kugel mit erhobenen und vertieften Reihen von Merkwürdigkeiten, deren Menge unendlich — wenn der Greis

sich am meisten der Kindheit erinnert und überhaupt alles darin am festesten bleibt: so ist ja ein ganz anderes, härteres, größeres Gehirn da als das war, das zuerst aufgenommen. Das Gedächtniß ist nicht abhängiger vom Körper als das Sehen vom Auge; indeß sieht die Schlafwache doch ohne dieses; und zwar in die Ferne. — Nehmt Erinnerung: so nehmt ihr eigentlich auch alle Spur des Lebens, mithin auch den ganzen Schatz der Sittlichkeit; und es bliebe am Ende nur ein leeres nacktes Wesen übrig, das eben so gut könnte wieder auf der Erde geboren werden als im Himmel. Wir behalten alles, aber wir erinnern uns nicht an alles, an das Erinnern unwillkürlich. — Das Bewußtsein ist ja noch mehr dem Körper unterworfen. Manche Thätigkeit bezieht sich auf einzelne Theile und Organe, manche, wie Bewußtsein, aufs Ganze. Das Gedächtniß arbeitet freilich unter Bedingungen und Lasten des Körpers — aber doch nur so gut wie jede andere geistige Kraft auch, die Phantasie, der Scharfsinn u. s. w.; und dann, wenn man alles dem Geiste nach dem Tode abziehen will, woran der Körper sein Mitspiel hat: so bleibt jenem nichts übrig als die Asche dieses. Hinge Erinnerung ganz vom Gehirn ab und wär' es nicht im Geiste aufbewahrt: so könnte keine Gehirnverbesserung wieder erinnern. Wir fühlen, um uns einer Sache zu erinnern, wie wir das Gehirn anstrengen zum Mitwirken. Wir wundern uns über das Vergessen. Warum nicht über das Wiedererinnern? Was geschah denn da im Gehirn? Wie kann das untergegangene Körperliche sich er=

neuern? Oder wurde es blos unterdrückt, und wie denn? Soll denn diese Gemeinschaft irgend auf einmal aufhören? Wenn im Gehirn das Gedächtniß: was thut denn der Geist? Er sieht darin Spuren, woher weiß er denn, daß es alte? Wie kommt es denn auf seinen Willen an, sich zu erinnern und sie aufzuwecken? Kannst du einen Freund haben, ohne Schlagen des Herzens oder einen Zorn ohne Ergießung der Gallenblase; aber ist denn die Leber der Zorn? Wir bemerken es beim Gehirn und seiner Beziehung auf das Gedächtniß nur mehr, weil es öfter und im Kleinen vorkommt. Zur Erinnerung gehört Erschaffen und Willkür des Hervorrufens. Woraus besteht denn der Inhalt des Ich? Nehmt ihm alle Erinnerung, d. h. alle Gedanken: so hat es nichts. Wenn schon im Sterben das Gedächtniß, d. h. ein Organ dazu frei wird: warum nicht nachher, so wie aus der Kindheit? Was konnte in der ewigen Ebbe und Flut der Flüssigkeiten Bestehendes bleiben?

13.

Körper = Anlagen — Geist = Niederlagen.

Auf welche Weise die Vorbestimmungen in das geistige Wesen niedergelegt werden, zugleich im Bunde mit den körperlichen Instrumenten, kann man so wenig verstehen, als man es irgend von allen verschiedenen Anlagen des Menschen verstehen kann. Man versteht freilich nicht ein Wort davon, was es heißt eine Ausrüstung oder Niederlage des Geistes, aber sobald man in ihm Wollen, Empfinden

und Vorstellen mit allen den zahllosen Abänderungen zulassen muß, — weil sie da sind: so gilt dies auch für die Vorstell- und Begehr- und Empfindreihen des Instinkts. Ein Geist ist Schatzkammer einer ganzen Welt, ein Abgrund einfachen Seins. Nimmt man ja selbst die Gottheit als den höchsten einfachen Geist mit einer unendlichen Fülle an! — Wie nach Blumenbach im Fötus alle Züge der Zukunft, so auch im Geiste.

14.

Besonnenheit.

Das ganze Reich des Unbewußten kann einmal als Reich des Bewußten erobert werden; denn man weiß nicht, wie weit die Besonnenheit steigen kann in höhern Verhältnissen, da sie ja in unsern niedern bekannten sich in den großen Unterschieden und Sprüngen von Wilden zu Weltweisen offenbart. Der Indianer vergräbt sein Geld, hoffend es in der andern Welt zu genießen.

15.

Vergeßlichkeit.

Die Lethe [6] gibt doppelte Vergeßlichkeit, der Erde und wieder herwärts des Elysiums. Ein geistiger Mensch mag keine, aber die erste am wenigsten.

16.

Seelen-Wanderung.

Das Heer von Insektenseelen mache nicht gegen sie und das Leben gleichgültig; und man schlie-

ße aus der Menge der Seelen nicht auf Geringfügigkeit der Seelen, wie man mit Sand und Staube thut — jede Seele kann tausendmal wiederkommen und für die Seelen-Wanderung sind die niedern Klassen Wahrscheinlichkeiten — keine bleibt klein — kein kleines Leben ist vergeblich — oder bleibt klein. Uebrigens wenn man eine unendliche Zeit, einen unendlichen Raum annimmt: warum nicht auch ein unermeßliches Entstehen und Bestehen in beiden? Nirgends so viele Bevölkerung als in der Ewigkeit. Ueberhaupt ist nichts nöthiger, als den Begriff einer Vernichtung zu tilgen und wär' es durch Seelen-Wanderung. Darunter verstehe man nicht ein Aufsteigen durch bessere Körper hindurch. Hätte nicht der Geist in seinem eignen Körper eine Seelen-Wanderung, wenn er vom gesunden in den kranken, vom jungen in den alten überwandert, vom wachenden in den schlafenden? Denn es ist nicht einerlei, ob die Seele zum Leibe oder dieser zu jener kommt. — Wissen wir dann, ob die Seele um mit einem Organ solche und solche Empfindung zu bekommen, nicht vorher früher an anderer, obgleich vergeßnen Empfindung muß geübt worden sein, daß die jetzige eine Summe vieler frühern ist? — Könnte sie nicht zuletzt eine Organisazion bekommen, in der sie aller verschiedenen Empfindungen und Leben sich besönne? — Eine gesteigerte geistige Kraft muß es geben, da ja Gott (eine geistige) die höchst vollste ist. Das Thier als solches hat nichts Unedles. »Wenn aber alles Organische im Geiste Spur läßt: so muß die Seele auch aus dem Geierleibe Raubsucht und Feigheit

mit hinausnehmen u. s. w. —« Jeder Affekt, z. B. der Zorn, ist blos die Uebertreibung eines sittlichen Gefühls, der Zorn ist nur eine zu irrige Zusammenfassung der fremden Unsittlichkeit. Mit der Einschränkung des Blicks fällt aber zugleich das irrige Zusammenfassen weg und die Kraft bleibt übrig. — Außerdem gibt's überhaupt kein Thier, das blos rein böse Triebe hätte. — »Zuletzt wird alles Seele und wandert, denn auch die Monaden [7] der Körper sind Seelen und wandern; und es bleibt zuletzt kein Erdboden für die Geschöpfe übrig und kein Stoff zu Leibern.« Und was wär's denn? — Wir dürfen gar nicht so weit vorausfragen in die Ewigkeit hinein. Wollen wir Geborne von Ehegestern eine unermeßliche unendliche Geschichte des All voraus konstruiren und aus Einer Erde und Lebenszeit die Sonnen und die Wesen-Meere in ihrer Verwandlung ermessen? — Und ist denn nicht der Raum eben so unermeßlich als die Zeit? Und steht denn nicht die göttliche Kraft über beiden mit ihrer Unerschöpflichkeit? »Im Körper des Thiers ging's wieder vom Fötus des Thiers an?« Warum können nicht alle Thierformen durchlaufen sein, da eine Ewigkeit dazu da war? Warum soll eine Seele blos auf der Erde ihren neuen Körper auffsuchen müssen? Steht ihr nicht das All offen? Kamen vielleicht nicht einige aus einem andern Planeten in diesen? Ist Schlaf nicht auch Verlust der Zeit? Welche ist bei der Seelen-Wanderung zu verlieren, als eine Hand voll Wasser aus dem Meer geschöpft? Freilich ein Ziel und Aufhören müßte dieses Wandern haben; und hier würde die Gottheit, ohne

die doch am Ende nichts zu erklären und festzusetzen ist, eingreifen. Will man wie Pythagoras [8] Erinnerung der durchlebten Personen annehmen; und setzt man sie richtiger als er in das zweite Leben: welche Ansicht der Menschheit, die man in so verschiedener Gestaltung an sich trägt. — Wir würden die Erde früher verlassen, auf die wir wieder zu kommen hofften und großen Antheil an ihrer Beglückung nehmen.

17.

Zeit-Flucht.

Ständen nicht die äußern Gegenstände mit scheinbarer Unveränderlichkeit und Dauer vor uns und mäßen wir die Zeit blos an unsern Vorstellungen innerer Gegenstände: so würden wir ihr ewiges Fliehen ganz anders wahrnehmen, da kein Gedanke steht und uns festhält.

18.

Was ist das Leben? —

Das Leben ist ein ewiges Verleben und Ueberleben jeder einzelnen Minute; also ein ewiges Ersterben und Erstehen, aber dieses wieder auf eine Minute. In der Ewigkeit muß uns die Zeit genommen werden, sonst haben wir dort ein unaufhörliches Fortsterben. Nicht das Sterben oder Enden, sondern das stündliche Enden quält. Gott kann keine Zeit erdulden. Und doch wenn im ganzen All in jeder Minute eine Minute stirbt und ein ewiges Vergehen der Zeit ist: kann man sagen, es ist ein ewiges Bestehen derselben, da nie

die Gegenwart aufhört. Dadurch, daß wir auf einige Monate, Jahre u. s. w. eine Zeit der Freude voraussehen oder uns bestimmen, gewinnt für das Auge diese Zukunft, die nicht rückt, und also die ferne Zeit eine Festigkeit, die uns das Fließen der gegenwärtigen verbirgt; — uns wird die Zeit lang, mithin fest, als gäb' es eine feste Zeit, ja nur ein festes Theilchen derselben. — Die feststehende Zukunft, die doch eine der Zeit ist, verbirgt uns das Fliehen der Zeit, die zu dieser feststehenden hinführt. Zwei Sinne, durch welche wir die Bewegung erkennen, stellen uns durch diese am lebhaftesten das Vergehen dar, das Ohr durch Musik, das Auge durch Fließen u. s. w. Der Geruch und Geschmack dauern zu kurz zur Anschauung. Das Gefühl dauert in seinem Schmerz leider lange genug; aber der Schmerz kann sich ja in jeder neuen Sekunde nur durch neue Ansätze forterhalten. Am meisten täuscht uns das Auge über Bestand des Lebens. Die Pompejussäule, die Götterstatue, die Sonne sehen mit einer Unveränderlichkeit der Ewigkeit uns an. Aber sie müssen ja die unausgesetzten Kräfte in die Zeittheilchen vertheilen; und was braucht es mehr als ihr endliches Vergehen an der Zeit? Erinnere dich eines Tages, den du z. B. unter peinlichem Erwarten irgend eines Menschen zugebracht: alle diese Qualminuten und Gefühle gehen — wiederbeschaut und nachgefühlt — nur in Ein Gefühl und Einen Zeitpunkt zusammen. Dasselbe gilt von einem Freudentage. Hier aber ergreift uns das Zusammenrinnen in Eine Vorstellung, durch die uns kein

Wiedergefühl der Vergangenheit kommt, ganz anders, so daß der Trost der Kunst uns nöthig wird, welche die Empfindung uns durch die Wiederholung der Verhältnisse, unter denen wir sie gehabt, verschönernd wieder erneuert. — Eigentlich müßt' es zwei Unsterblichkeiten geben, eine in der Zeitlichkeit, eine in der Ewigkeit. Da jeder 20, 40 u. s. w. Jahre im Vergehen der Zeit hingebracht: so ist er an dieses fortdauernde Versterben aller Sekunden-Zustände dermaßen gewöhnt, daß er wie einer im fortschwimmenden Strome gar nichts mehr vom Schwimmen wahrnimmt, sondern auf dem Flusse zu stehen, zu schweben glaubt. Man betrachte eine gegenwärtige Sekunde, wie sie dann weicht, immer weiter hinter andere zurück, endlich Stunden-, Tageweit — oder so die Schritte eines Wanderers, wie immer neue folgen, die alten längst vorüber sind. — Auf der andern Seite behauptet jedes Gefühl in uns den, wenn auch irrigen und kurzen Schein einer Ewigkeit in uns; aber was kurz ist, ist doch wenigstens.

19.

Wirkungen des Geistes in Uns.

Blos unser Geist spiegelt uns an der Natur — die wenn auch ansichtbar ewig wechselt und anders wird, — etwas Bestehendes durch sein Zusammenfassen und Erinnern und Fortfühlen vor; z. B. ein schöner Abend, der aus lauter Zerfließungen besteht, hält sich in uns als ein ganzer schöner Abend fest.

20.

Ohne Glaube an Unsterblichkeit, auch keine Sittenlehre, keine Liebe.

Ist die Unsterblichkeit nicht: so ist ein Wesen, das man tödtet, keines mehr und man gewinnt durch sein Untergehen, ohne daß es verliert. Man nimmt ihm so wenig eine Freude als man einem Todten eine nehmen kann. Man denke an die ganz andere Moral nicht blos gegen sich (bei der Lehre des Sterbens und Vergehens) sondern auch gegen andere. Man denke sich eine Natur auf zwei Tage beseelt und frage sich, ob man es für einen Mord erklärt, sie Einen Tag früher zu erschlagen, als sie ohnehin zu leben aufhört? Man kann nur Unsterbliche beleidigen. Können Ephemeren ein Sittengesetz haben? Wäre Tugend ohne Fortleben möglich: so sänke der heiligste Trieb für etwas, das sich selber vernichtete. Da die Zeit alles nimmt: so ist es nicht der Mühe werth zu beschützen; in gleicher Zeit gehen Juwel und Stroh in Rauch auf, d. h. in Asche unter. Es kommt nun auf die Vorliebe der Genußgattung an. Die Tugend konnte nur Unaufhörlichkeit, Ununterbrechung. »Aber keine Nichtzeit unterbricht sie.« Man sähe um sich her fremde Tugend vernichtet. Sogar das feurigste Streben nach Sittlichkeit würde bei dem Glauben an ewiges Aufhören sich weniger erkälten — so wie das Streben nach dem Schönen, da wir wenigstens zeitlichen Genuß hätten — als unser Lieben. Eine Liebe gegen ein Wesen, das mit allem Werthe und

Lieben sofort vor mir verschwindet, wäre eine Liebe gegen ein Traumbild, nur daß das Verschwinden hier nicht mit meinem Augenöffnen, sondern mit seinem Zudrücken einträte. Man könnte eben so gut ein verstorbenes Wesen lieben als eines, das sogleich stirbt auf immer; und was liebt man denn an ihm als fliehende Nichtigkeit? — Das Lieben wäre, als wenn ein Paar Gestalten aus dem Kirchhofe auferständen, sich warm ansähen, drei Schritte gingen, und dann untersänken auf ewig. — Alles nach dem Tode des Geliebten läßt sich das Herz gefallen, sogar tausendjährige Trennung; aber etwas muß bleiben, was eben getrennt wurde. — Die Liebe will thun und geben und beglücken; aber wie ist ein Nichts zu beglücken? Freilich entbehrt man leicht ein Kind, das vielleicht nur drei Monate lang vor mir gelächelt hat; aber doch nur darum, weil man glaubt, es werde irgendwo anders fortlächeln und fortlieben. Je kürzer das Leben, desto schrecklicher für den Nachbleibenden; und was bleibt denn diesem von einer geliebten Tochter nach dem Tode? Von ihr keine Zukunft, ein reines Nichts, das schon vorher vor ihr da war. — Die geliebten Gestalten sind dann dünner als die Wolken, denn diese, so schnell sie verflattern und verdünsten, findet man doch auf Anhaltpunkten und Sitzen der Erde wieder. — Was ist denn ein Sterbender? Ich stehe zum erstenmale vor dem Nichts meines Herzens und Lebens; denn ich werde bald auch diesem Nichts.

21.

Innere Harmonieen und Mißtöne der Ohnmächtigen und Sterbenden.

Ohnmächtige und Sterbende werden in ihrem Innern von Harmonieen umgeben, die kein Außen schickt. Könnten sie nicht eben so gut unter dem Auflösen und Zwiespalt aller Körperkräfte feindliche Mißtöne hervorbringen, wenigstens zum Schein für die Seele, wenn der Geist nicht zunächst mit freundlichen, einigen Körperkräften umgeben wäre.

22.

Lebens=Unterbrechungen.

Jede Unterbrechung des Lebens ist eben darum keine, weil nur die Zeit verloren geht, die ohne mein Durchleben nichts ist. Denn was von ihr andere durchleben, geht mich so wenig an als ihr Durchleben vor meiner Geburt.

23.

Phantasie=Bekämpfungen bei Todes=Erscheinungen.

Eine **Bekämpfung** der Phantasie über das Optische des Todes ist nöthig. Denn leider alle die Denkmäler der Verstorbenen, vom Grabhügel an bis zu den Epitaphien geben ordentlich den falschen Irr-Bildern noch lebendigere Farben. Liegt denn wirklich vom Geliebten mehr im Sarge als von ihm zehnmal bei seinem Leben in die Lüfte be=

graben wurde, indem er wenigstens alle zehn Jahre seinen alten Körper abwarf und einen neuen anzog? Entschuldigung und Erklärung ist's, daß gerade das nie Wiederkehrende, die Gestalt, unter dem Stein liegt und zerfällt; aber da ihr doch das Ich entflogen, kann sie mehr gelten als irgend ein Ich-loses Wachsbild? Aber das Schwere ist, sich Geister vorstellen ohne die Körper, hinter denen man sie unsichtbar handeln läßt, und die sich alles erst vom Körper borgen müssen, was sie ihm vorher leihen. — Man sollte Kinder in der Abstrakzion vom Körper üben, wenn nicht der Verlust einer langen Hypostase [9] des Körpers mit dem Geiste am Ende größer wäre als der Gewinn einer abgekürzten Trauer über Gestalten, die sich uns länger und seltener zeigen, als verhüllen. Von uns selber findet man, wie in Christi Grab nur die Leinwand, in unserm nur unsre Hülle. — Wir alle gleichen den vom Blitz Getödteten, die keine Verletzung zeigen.

24.

Größter Schmerz.

Der größte Schmerz ist eigentlich nicht naturstumm, sondern durch den Willen; er würde wohl sprechen, aber dann müßte man ihn recht lange sich aussprechen lassen.

25.

Leichen-Reden — Leichen-Feste.

Jede Leichen-Rede eines Menschen ist ein Leichen-Fest so vieler vergangnen; jeder vergehende Mensch stellt die vergangnen vor uns.

26.

Sterben, um welche Lebenszeit, ist einerlei.

Ist diese Welt rein abgeschnitten und unverträglich gegen die künftige: so ist's ja wieder einerlei, um welche Lebenszeit man in jene hinaufsteigt. Wie viel man im hiesigen verliere, wäre eine Trauer, daß nicht jeder gerade in den schönsten Welt-Epochen geboren worden. Wird ein Gestorbener sagen: ich möchte euere Frühlinge und Feste haben, die ich überlebt? Ich möchte bis ins fünfzigste Jahr alle die Eß- und Hörfreuden genießen? Und dann ein Alter voll Ruhe, obwohl voll Schwäche.

27.

Der Glaube an Unsterblichkeit in Zeit oder Ewigkeit.

Das Volk lebt eigentlich über das Sterben hinaus durch die Leichenehre und den Sarg und das Grabdenkmal. Sollen denn schwache Wesen (schwache Köpfe) ewig zu ihren Schwächen verdammt sein? — Und werden sie nicht durch die Zeit das zu späte Anfangen ergänzen? — Dann aber käme immer mehr Gleichförmigkeit in ihr Verhältniß. Ein Abgrund des Unsterblichkeit-Glaubens ist die unaufhörliche Fortdauer. Man nehme nun Zeit oder Ewigkeit an, in beiden Fällen schauerlich für unsern Erdenblick. Die Ewigkeit schließt Zeit, also Fortgang und alles Menschliche, ja Endliche aus. Nimmt man Zeit an: so entsetzt man sich vor einer langen ewig laufenden, aber nie bei

der Ewigkeit ankommenden Zeit. Dauert und hält die menschliche Endlichkeit eine Ewigkeit aus? Vertragen unsere Kräfte eine unaufhörliche Erweiterung, das Herz immer größere Befriedigung? — Die Unaufhörlichkeit ist hier unentbehrlich; denn bei irgend einem Stillstande einmal finge eine Ewigkeit der Langweile an. Und welches Ziel liegt dann wieder hinter den tausend erreichten Zielen? Die Unendlichkeit der Gottheit — nicht die Endlichkeit ihres All — ist freilich unerschöpflich; aber wie verhält sich die steigende Reihe von Geistern aller möglichen Stufen? Man sage nicht, der enge irdische Sinn kann hier nicht weissagen und errathen; denn sonst muß er auch überhaupt von einem fremden Leben nach diesem Leben und Sterben nicht reden und beweisen wollen. Einiges Recht der Wißbegierde haben wir auch, daß wir von unserm Dasein, von dessen Ablauf wir nur hiesige 80 Jahre kennen, auch den Hinauflauf der Jahrtausende wissen wollen — wenigstens dessen Möglichkeit und Verträglichkeit mit unserm Wesen. — »Die Erzengel fliegen voraus und langen doch nicht an; wir schreiten nach und holen sie nicht ein; und wir werden nicht von andern eingeholt.« Wahrlich bei solchen Einwürfen wünscht man sich den dumpfen Glauben des Volks, das seine 80 Jahre für höher und länger hält als die ganze Zeit-Unermeßlichkeit. — Inzwischen steht die Frage eisern da. — Aber in den Fall der Unbegreiflichkeit und des Widerspruchs setzen uns alle wichtige Fragen und Gegenstände des Lebens; so der höchste: Gott.

28.

Sterben — Wiedersehen — Wiedererkennen.

Man haltet das Sterben der Menschen in verschiedenem Alter, mithin auch der früh Sterbenden für zu wenig teleologisch. Wenn jedes Insekt sich nur zur Zeit entpuppt, wo es die größte Nahrung findet; wenn die Entstehung jedes Wesens in die eines andern zu seinem Vortheil eingreift: so könnten ja auch die verschiedenen Zeiten der sterbenden Menschen in höhere Verhältnisse anderer Welten ausfüllend eingreifen. Soll die andere Welt eine erste werden für die Kinder? — Wozu wären überhaupt verstorbene Embryonen [10] hier? — Will man etwa gar die Kinder durch die Ewigkeit hindurch in Kinderstatur erblicken? — Denn jeder schneidet leider die unermeßliche Ewigkeit sich nach seinem engen knappen Standleben zu. Oder will man die Kinder erwachsen und ausgebildet wiederfinden? Dann sind's die alten nicht mehr. Die Mutter sagt: »ich habe zwei Kinder verloren und ich sehne mich nach ihnen in der Gestalt, worin sie fortgingen; und ich kann mir keine andere ausdenken; aber ich baue auf Gott, hat er sie mir einmal zugeführt, wird er es schon wieder thun; und wenn ich selbst verklärt und besser bin, werd' ich auch die verklärten Kinder erkennen. Von Gott kann man nicht zu viel hoffen, denn er gab ja der Schöpfung alles übermäßig. Alle Wesen müssen doch einmal recht innig geliebt werden, wie von unserm Gott; und dazu taugt eine Mutter am besten, und doch gibt ihr Gott diese We-

sen, damit seine Liebe sich in der mütterlichen ein wenig wiederhole, nachspiegle. — Das Wiedererkennen ist der Kardinalpunkt der Unsterblichkeit für das Herz der Liebe, wie viele Paternoster mit einer Reliquie schließen. — Man nenne die Tausende Menschen, die in Einem Jahre sterben, nur Kräfte: so muß doch in dieser Masse eine Verbindung sein, die irgendwo einwirkt; und eine solche Kräftezahl muß nach ihrer Zeit ihre zweite zum Fortwirken antreffen. Ein Dichter würde sagen: ein Schiff voll zehntausend Seelen segelt ab und diese müssen doch einen vereinigenden Ort finden. — Wir armen Endlichen müssen auch dort in Einschränkungen kommen; wir können nicht ertragen, Alle auf einmal zu lieben. Man muß sich in Hinsicht der Unsterblichkeit oft den gemeinen Trost wegnehmen und eine Höhe zeigen, wo nur der größre gilt. — Es sagt einer: »ich will meinen Freund wieder so finden wie er war; und wär' er einäugig, so will ich ihn nicht zweiäugig.« So wie jetzo die körperliche Physiognomie durch einen göttlichen Zwang eine geistige ausspricht, gleich den Lettern, die mit den Zügen und Zeichen ohne Verhältniß zum Gegenstand doch das Geistige aussprechen: so kann ja dieselbe Liebe, die ein Gegenstand auf der Erde uns durch jetzige Gesichtgestalt gegeben, künftig durch eine neue wieder erregt werden, so daß wir, ohne den jetzigen Körper, doch in einem andern Körper dieselbe geliebte Person wiederfinden. Man sieht freilich sein Kind nicht mehr so wieder wie es war; aber wär' es da geblieben und groß gewachsen: so hätte man ja die jetzige

Gestalt durch eine andere verloren. Wiedererkennen ist auch ohne irdische Aehnlichkeiten möglich. Denn wenn schon hier auf eine uns unbegreifliche Weise das Gesicht mit lauter unähnlichen Körpertheilen doch das Gemälde des Geistigen, der Liebe, der Freude werden muß: so kann es ja noch tausend uns unfaßliche Arten geben, womit Geister sich einander zeigen und verrathen. Alle Muthmaßungen aus dem Körperlichen ins Körperliche gehen in eine unendliche Vervielfachung über und über alle Rechnung hinaus. Das Geistige bestimmt der Hoffnung nicht die Gestalt der Sinnlichkeit, aber die Fortdauer des Geistigen, dessen Wechsel unmittelbar in göttlichen Händen liegt. Das Ob der Unsterblichkeit leidet bei dem Wie derselben. — Gibt es dort Erinnerung: so ist das Wiedersehen gewiß; — oder jene wäre eine Hölle. — Wie hier der Geist seinen Körper aus so verschiedenen Stoffen, die jedes Jahr ja änderte und anders lieferte, sich zubaute; und jeder sich ein anderes Aeußere: so kann dort derselbe stärkere Geist sich mit einer Außengestalt aus dem Stoff umgeben, die ihn allein bezeichnet und in der er auf dieselbe unvermittelte Weise wie ja hier schon, dem andern Geiste erkennbar ist. — Warum gäbe es denn Liebe für ein bestimmtes Ich, wenn mir dieses auf ewig entzogen wäre? — Kann ich das Unbestimmte lieben? Das Wiedersehen setzt doch, wenn es vorbei ist, nachher ein Zusammenleben und Zusammenwirken voraus. Wiedersehen; — wiedererkennen, wiederlieben sollte man sagen, da schwerlich die Gestalt wiedergesehen werden kann. Doch ließe

sich's so denken: das Ich erzeugt seinen Körper, also wird es auch künftig seine Gestalt ähnlich der verlornen bilden und seinen neuen Kräften homogen. Das aus der Erde vor seiner geistigen Ausbildung als Kind weggenommene oder nach deren Zurücksinkung als Greis weggenommene (Ich) behält doch die Kräfte einer verklärten Menschwerdung *). Braucht man zum Wiederlieben das Gesicht? Spricht nicht alles hier für ein unerklärliches Zusammenlieben im ersten Blick?

29.

Planeten-Seelen im Planeten-All.

Die Größe entscheidet nicht für die Lichtanziehung; sonst hätte Jupiter [11] größeres, Merkur [12] kleineres und Vesta [13] das kleinste Licht. Aber mehr Licht ist in der Sonne; und schon, daß sie sich so groß bilden und zu einer Planetenkönigin gestalten konnte, setzt ihre Größe eben so gut als Ursache denn als Wirkung voraus. Irgend ein Verhältniß zu Planeten-Seelen wäre denkbar; — die Allmacht ihrer Größe — die Wirkung ihrer Lichtwolken auf ihrem Boden, welche die umgekehrte der Planeten ist — ihre Unabhängigkeit in unserm Planeten-All und als ziehende, nicht gezogene Sonne überhaupt. Man muß vor der Hand Baustätten für Körper aufsuchen. — Wenn Wunder auch eintreten, sie haben mit keiner Zeit etwas

---

*) Wollte man eine verdrehte Nase während der ganzen Ewigkeit durch alle Welt tragen.

zu thun. Der natürliche Erdengang fällt in den natürlichen Sonnengang. Aber auch auf keiner Sonne würde dem Menschen eine Unsterblichkeit höherer Art; und alle körperlichen Verhältnisse können nie zu unendlichen werden. — Sonst am ganzen Sternenhimmel ist kein besserer Platz; und der Sirius [14], dessen Planeten wir ja gar nicht kennen (denn warum soll denn gerade unsere Sonne die schlechtesten haben) kann obwol mit seiner größern Größe, nicht geistig unsere Sonne in Schatten stellen.

30.

Glücks-Ansprüche aller lebendigen Wesen.

Es fodert in uns etwas so stark als das moralische Gesetz — und am Ende ist es auch die Stimme desselben — daß jedes lebendige Wesen glücklich sei, in so fern es von einem Bewußtsein heiligen Gott geschaffen worden. Nichtssein oder Frohsein — dies ist nicht die Frage, sondern das Recht. Keinen Wurm darf der Allmächtige ohne Entschädigung sich krümmen lassen. Freude ist noch früher, als die höhere Stufe, Moralität. — Kein Wesen soll auf seine ewigen Kosten zum zerqueschten Unterbau des Glücks für das übrige All dienen müssen; denn alle Theilchen des All würden dann zu Schuldnern und Räubern des wimmernden Theilchens; und es ist einerlei, wie viele schuldig sind an Eines. — Man fälscht die allgemeine Foderung des Frohseins durch sittliche Beziehung, die doch zweierlei Richtung hat: nämlich Belohnung und Bestrafung.

31.

Welten-Unzulänglichkeit für Menschen-Ansprüche.

Auf allen Welten wird kein Leid und keine Thräne vergütet, keine Hoffnung erfüllt, kein Herz verewigt, keine Liebe befriedigt. — Und dies wäre dann ein All der unendlichen Allmacht und Liebe!

32.

Zukunft.

Die Abhängigkeit unserer Zukunft von diesem Leben setzen die Menschen zu einseitig blos in ihre Thaten; auch die Kenntnisse müssen dort Ausschlag geben helfen. Reicht das bloße Ablegen des Leibes hin, den Geist plötzlich in ein ganz edles Wesen zu verwandeln? Ist sonach alles Unmoralische mehr Schranke und Reiz der Körper? — Die moralische Erhöhung scheint etwas davon zu bekräftigen. Aber der körperliche Zustand darin könnte ja eben so gut das Sittliche als Körperveredlung beweisen. Warum wollen wir nach dem Tode lauter Unüberschwengliches in der Schöpfung erleben und sehen und zwar eine Ewigkeit hindurch, so daß dann die ganze sichtbar jetzige, die wir kennen, mit allen ihren Sonnengebäuden und Lebenswundern nur eine verarmte kahle Vorstadt dagegen wäre und dieselbe Welt, auf der sich uns ein Schöpfer verkündigte, gegen jene zum Machwerke eines glanzlosen Geistes erbliche? — Ist denn Gott ein anderer in der andern Welt als in dieser, daß er dort erst straft?

33.

Die andere, eine zweite Welt.

Die andere Welt scheint uns wie die jetzige. — Der Mensch kann nicht anders; das Todtenreich ist ein aufgedecktes Meer, das alle Berge, Thäler, Ebenen des Festlandes hat; sogar auch die Quellen. Denn wir müssen die andere Welt zu einer zweiten machen, also eine dritte, vierte u. s. w. verlangen und ein Geborenwerden nach dem Verstorbensein.

34.

Seligkeits-Größe.

Die Seligkeit und Kenntniß eines Abgeschiedenen muß groß sein, wenn er bei der Ahnung oder beim Zuschauen des Schmerzens der Nachgebliebenen nicht in alle zweite Erdenschmerzen versinken soll.

35.

Ueber Erinnerungen in jener Welt.

Die Erinnerungen unserer Tugenden können dort nur dürftig sein, zumal im Kontraste; höchstens die unserer Fehler. Nur die Erinnerungen unserer hiesigen Freuden und unserer Geliebten können uns erquicken und bereichern. Wir können Glückseligkeit verlangen, aber nicht als Lohn unserer ewig unterbrochenen Tugenden, sondern als Bedingung des Daseins. Sollte es in der andern Welt keine andere Erneuerung von dem Immergrün der Gefühle geben als hier durch Kunst? —

werden nicht unsere hiesigen Erinnerungen der Nothdurft und Gegenwart so verbleicht? Soll eine höhere Umgebung drüben nicht eben so viel wirken als hier unten die Kunst? Wissen die Todten von uns? Nur vor Gott allein könnten wir unsere geheimen Sünden sehen lassen, vor keinem Sterblichen und Gestorbenen. — Aber dieser wird eben wie Gott, unsere Fehler so, wie wir die der Kinder und Thiere ansehen.

Eigennamen- und Fremdwörter-Erklärungen.

1. Timur — auch Tamerlan (auch Timur-Beg, Timur-Leng, d. i. der lahme Timur, weil er hinkte) einer der größten Eroberer des Orients, geboren um das Jahr 1336. Nachdem T. sich der magalischen Regierung bemächtigt hatte, so machte er die Stadt Sarmarcand zum Hauptsitze seines Reiches, von da aus er nach und nach Persien, ganz Mittelasien, Indostan, späterhin selbst die osmanischen Staaten Bepageths eroberte und mit seiner gewohnten Grausamkeit verwüstete. Auf seinen Zug nach China, den er im Jahre 1405 unternahm, starb er im 69. Jahre seines Alters. Er hinterließ den Ruf eines außerordentlichen Mannes, schätzte Wissenschaften, und hatte selbst gelehrte Kenntnisse; dennoch war er blos Eroberer und als solcher kannte seine Grausamkeit keine Gränzen.
2. Skepsis — Zweifellehre; Zweifelsucht. Skeptiker waren eine von dem Weltweisen Pyrrho gestiftete Zunft, welche alles bezweifelten und behaupteten, daß der Mensch nichts mit Gewißheit wisse und sogar an seinem eigenen Dasein zu zweifeln Ursach hätte.

3. Unio hypostatica — Krafttheile-Verein; auch Bodensatz-Vereinigung, ein Ausdruck in der Arzneikunde: von hypostasis — der Bodensatz.

4. Pescheräh — die kleinen, häßlichen, bartlosen und kupferfarbigen Bewohner der südlichsten Inselgruppe Amerika's, welche schon früher beschrieben wurden. Da man das Wort Pescheräh am häufigsten von ihnen hört, ohne zu wissen, was er bedeutet; so nennt man sie selbst so.

5. Kretin — der Name der mit Kröpfen geplagten Bewohner einiger europäischen Gebirgsgegenden, besonders der Schweiz, wo sie in der romanischen Sprache Cretina, d. i. elendes Geschöpf genannt werden. Diese schmutzigen, ekelhaften, häßlichen, stummen und durch Dummheit gebrandmarkten Wesen, die man kaum Menschen zu nennen wagt, sind klein, breitschulterig, und haben ein gelbes, ausdruckloses Gesicht. Die mit dem höchsten Grade des Kretinismus behafteten sind im 30sten Jahre, das sie zum Glück selten überleben, noch völlig dumm und stumm; können nicht recht gehen, ohne fremde Hülfe weder essen noch trinken. Die weniger dummen Kretins dienen den Landleuten wie Lastthiere, da sie, so schwach sie auch sonst sind, stark tragen können.

6. Lethe — nach der Fabellehre der Fluß der Vergessenheit in der Unterwelt; an dem Ufer desselben schwebten die Seelen der Abgeschiedenen herum, und tranken von dem Wasser, worauf sie alles Vergangene auf immer vergaßen.

7. Monaden — Einheiten, einfache, untheilbare Wesen, aus welchen (nach Leibnitz) alle Körper zusammengesetzt sein sollen.
8. Pythagoras — einer der berühmtesten Philosophen Griechenlands, dessen Schriften aber alle verloren gegangen sind. Er stiftete eine Gesellschaft, die man den pythagoraischen Bund nannte; welcher den edelsten Zweck hatte, jede Kraft und Anlage des Körpers und Geistes zu entwickeln und kein Gebrechen unbemerkt und ungeschwächt zu lassen.
9. Hypostase — die Persönlichkeit.
10. Embryon — die Ungeburt; das Ungeborne; die menschliche und thierische Frucht nach dem ersten Entstehen, woraus sich der thierische Körper allmälig bildet; auch Fruchtkeim.
11. Jupiter. — In der Astronomie (wie hier) der größte Planet unsers Sonnensystems.
12. Merkur. — In astronomischer Hinsicht der Planet, welcher der Sonne am nächsten steht.
13. Vesta. — In der Sternkunde; der kleinste unter den bekannten Planeten; bedeutend kleiner noch als der Mond, welcher mit unbewaffneten Auge nie sichtbar ist.
14. Sirius — Hundsstern; ein Stern der ersten Größe; der größte unsers Firmaments, im Munde des großen Hundes, in der südlichen Hälfte des Himmels. Man hält den Sirius nächst dem Arkturus für den uns am nächsten stehenden und schönsten Stern.

Gedruckt mit Gebrüder Tanzer'schen Schriften.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

97
84. 85.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jean Paul,

Jean Paul Friedrich Richter geist- und kraftvollste Stellen aus dessen sä
mmtlichen Werken mit biographischen und historischen, wie auch Eigennamen-
und Fremdwörter-Erklärungen
Bd.: [13]

Grätz 1836

P.o.germ. 1166 bn-13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117113-0